DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 36

DM 1,20

Printed in Germany

Gruft der bösen Träume



Nr. 36

Gruft der bösen Träume

Die kleine Frau legt ihren Arm um die Schultern der Gestalt, die in dem altmodischen und verstaubten Korbsessel saß.

»Es wird bald alles gut werden, meine liebe Eliza«, sagte sie mit leiser Stimme. In ihren Augen schimmerte es feucht. Mechanisch stieß sie den Korbsessel immer wieder an. Es war ein Schaukelstuhl, in dem Eliza saß.

Der Raum war kahl und klein, und in einer Nische in der Wand stand eine blakende Öllampe, die ärmliches Licht spendete.

»Bald werden wir dein Lachen wieder hören und werden teilhaben an deiner Fröhlichkeit. Du wirst wieder so sein wie früher…« Um die Lippen der dunkelgekleideten Frau zuckte es, und das Zucken entwickelte sich zu einem leisen, hoffnungsfrohen Lächeln, das das kleine Gesicht verschönte. »Es wird so sein, als wäre nie etwas geschehen… aber du mußt mir eins versprechen, Eliza: du darfst es nie wieder tun…«

Der Schaukelstuhl wippte nach vorn. Es schien, als ob die schmalbrüstige Gestalt nicke.

Auch das flackernde Licht der Öllampe trug zu diesem Eindruck bei.

Aber der täuschte.

Das ausgetrocknete, uralte Wesen mit dem zerknitterten Gesicht, dem spitzen, verkniffenen Mund und den leblosen Augen konnte weder Antwort geben noch nicken.

Es war schon seit dreißig Jahren – tot.

*

»Der Wirt ist zwar ein bißchen komisch, aber das haben alle irischen Wirte an sich, die so einsam leben. Ihr werdet euren Spaß dort haben, darauf könnt ihr euch verlassen. Er kann tolle Geschichten erzählen. Er weiß mehr über Geister und Spukerscheinungen, als in der einschlägigen Literatur jemals gedruckt wurde. Es ist unheimlich dort, in dem Haus am Loop Head. Es ist genau das, was ihr verwöhnten Städter sucht. Ein ziegelgedecktes Haus auf der äußersten Spitze des Kaps. Vor euch das Meer, hinter euch Felsen und im Umkreis von fünfzig Kilometern keine menschliche Siedlung. Ihr werdet ein ganz neues Lebensgefühl kennenlernen. Wir kommen auf alle Fälle und besuchen euch während eures Urlaubs. Wir haben uns das kommende Wochenende dafür vorgenommen. Wir freuen uns, euch nach so langer Zeit wiederzusehen…«

Es war, als vernähme er noch jetzt die Stimme seines Freundes Mogdan am Telefon, der vor ein paar Tagen, als sie noch in London weilten, mit ihnen gesprochen hatte.

Es war ihr erster Urlaub auf der ›Grünen Insel‹.

In weniger als einer halben Stunde würden sie am Kap sein.

Es war schon dunkel. Stan Falkner war den ganzen Nachmittag angespannt gefahren, um nicht allzu spät in der Pension einzutreffen, die Mogdan ihnen empfohlen hatte.

Mogdan lebte mit seiner Frau unweit der nordirischen Grenze, hatte durch einen Zufall vor Jahren selbst das Haus am Loop Head entdeckt und war mit seinem Aufenthalt dort sehr zufrieden gewesen.

Seiner Auskunft nach zu urteilen war man dort wirklich allein. So weit abseits war der Massentourismus noch nicht gekommen.

Stan Falkner und seine Freundin Cathy Francis, mit der er seit über drei Jahren zusammenlebte, suchten die Abgeschiedenheit. Das Leben in der Großstadt war aufreibend genug.

Es war ihnen nur recht, daß die Geschäfte des Wirts in dem Gasthaus am Loop Head so schlecht gingen. Wenn sie Mogdans Worten Glauben schenken durften, dann würden sie die einzigen Gäste sein.

Der Himmel war klar, und die Sterne funkelten über der kargen, tristen Landschaft. Es war ein kalter Vorfrühlingsabend, aber in dem mausgrauen Ford war es angenehm warm.

Stan Falkner spitzte die Lippen und pfiff leise ein Lied vor sich hin. Er warf einen Blick zur Seite und lächelte. Neben ihm saß die schöne, rothaarige Cathy. Sie hatte die Augen geschlossen, und es schien, als ob sie schliefe. Ihre Züge waren völlig entspannt, ihre schön geschwungenen Lippen schimmerten feucht, so daß er sie am liebsten geküßt hätte. Cathy atmete tief und ruhig.

Aus einem plötzlichen Gefühl heraus löste er seine rechte Hand vom Steuerrad und fuhr mit dem Handrücken leicht über die Wangen seiner hübschen Begleiterin.

Cathy Francis schlug die Augen auf.

»Müde?« fragte er leise.

»Mhm, nein. Ich schalte nur ein wenig ab.«

»Wir sind gleich da«, sagte er.

»Ich freu' mich darauf.«

»Daß du mit mir zusammen sein kannst?«

»Erraten!«

»Das versteh ich nicht.« Er schüttelte den Kopf.

Die Vierundzwanzigjährige sah ihn aus großen, dunklen Augen an. »Was ist daran so schwer zu verstehen?«

»Wir sind Tag für Tag zusammen, Cathy. Schon seit drei Jahren. Ob wir auch zusammen mal Urlaub machen, kann uns da doch ziemlich egal sein.«

»Findest du?«

»Ja, finde ich. – Aber genau das ist eben nicht der Fall. Wir freuen uns beide nach wie vor über jede Stunde, die wir gemeinsam

verbringen können. Wenn das so weitergeht, heirate ich dich doch noch.«

Sie lachten.

»Lassen wir erst noch mal ein paar Jahre vergehen, Stan. Vielleicht denkst du dann anders. Ich werde älter…«

»Ich auch. Es ist schön, an deiner Seite alt zu werden…«

Sie benahmen sich wie zwei junge Menschen, die sich gerade kennen- und liebengelernt hatten.

Es war alles noch wie am Anfang. Sie schätzten sich, jeder bemühte sich um den anderen. Aber für den Fall, daß sich das mal änderte, sollte keiner dem anderen einen Stein in den Weg legen. Ihr Entschluß, wie in einer Ehe zusammenzuleben, gewissermaßen eine Ehe auf Probe zu führen, war in der heutigen Zeit keine Besonderheit mehr, obwohl viele das als unmoralisch ablehnten.

Stan Falkner und Cathy Francis aber interessierten sich nicht für das, was die Leute dachten. Sie wollten ihr eigenes Leben führen, wie sie es für richtig hielten.

Sie lebten zusammen, weil sie sich liebten – und sie wollten ohne Schwierigkeiten die Verbindung lösen, wenn das mal nicht mehr der Fall sein würde.

Ihre Arbeit hatte sie zusammengeführt. Sie malten und zeichneten beide. Stan lebte mehr schlecht als recht von seinen Bildern. Die Leute wollten nicht viel bezahlen. Cathy hatte sich auf zarte Illustrationen spezialisiert, von denen eine größere Anzahl in einem Buch erschienen. Gemeinsam hatten sie sich eine phantastische Welt geschaffen, die sie das Fürstenreich Tamaran nannten. Cathy war die Fürstin, er der Fürst, und Teil jener Welt der Tamaranen. Ihre Untertanen waren Feen und gute Geister, die stark genug waren, die Feinde zurückzuschlagen, die ihre erdachte Welt erobern und zerstören wollten.

Der Ford fuhr holpernd über die schlechte Straße, die vor ihnen lag.

Links und rechts der Fahrbahn erhoben sich verkrüppelte, knorrige Bäume, die schon manchem Sturm getrotzt hatten.

Zwischen den Stämmen hockte die undurchdringliche Dunkelheit wie ein urwelthaftes Tier. Der Wind pfiff draußen. Hier oben in den Bergen war es jetzt verdammt unfreundlich.

Noch zwanzig Minuten bis zum Kap.

»Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen, Fürst Stan«, seufzte die rothaarige Cathy, die Schultern anhebend und sich würdevoll zurücklehnend. Sie spielte ihre Rolle als Fürstin recht überzeugend.

»Oh, warum müssen Sie sich über mich beschweren, Fürstin?«

»Ich hatte gehofft, noch vor Einbruch der Dunkelheit das Lustschloß zu erreichen, um dort in meinem fürstlichen Bett der Ruhe

und Entspannung zu frönen.«

»Sie dürfen frönen, Fürstin! Niemand wird Sie daran hindern. Allerdings müssen Sie die kleine Verzögerung in Kauf nehmen. Die Straßen sind hier leider nicht in so gutem Zustand wie in Ihrem Reich.«

»Das muß anders werden.«

»Ja. Wir werden unseren ganzen Einfluß geltend machen, daß diese Schweinerei eine andere wird.«

»Fürst!« sagte Cathy Francis entsetzt. »Drücken Sie sich gewählter aus! Sie reden wie ein gewöhnlicher Mensch.«

»Auch ein Fürst ist in gewissen Lebenslagen nur ein Mensch.«

Was für ein Mensch er war, konnte er genau drei Minuten später beweisen, als er fluchte, wie es einem Fürsten von Tamaran nicht geziemte.

Der Ford geriet in ein Schlagloch, in dem sich mehrere Steine verschiedener Größe befanden, die spitz und kantig waren. Einer lag so unglücklich, daß er sich mit einem scharfen Ruck in den Reifen bohrte. Pfeifend entwich die Luft.

Zehn Meter hinter der Kurve hielt Stan Falkner.

Er konnte unmöglich weiterfahren. Da er keinen Ersatzreifen zur Verfügung hatte, war er gezwungen, das Rad abzunehmen und den Schlauch zu flicken.

Das kostete Zeit.

Cathy blieb im Wagen sitzen, und da Stan den Motor abgestellt hatte, griff sie auf den Rücksitz und zog den eleganten Pelzmantel, der zu ihrem kostbarsten Besitz gehörte, über die Schultern.

Dunkelheit und Stille hüllten sie ein. Sie hatte das Gefühl, die einzigen Menschen auf der Welt zu sein, die einzigen Lebewesen weit und breit.

Das täuschte…

Wären ihre Augen schärfer gewesen, hätte sie vielleicht die drei merkwürdigen Gestalten beobachtet, die in der Dunkelheit zwischen den Bäumen und Büschen am Straßenrand lauerten, und denen nichts entging.

Es waren furchteinflößende Geschöpfe mit hervorquellenden Fischaugen, grüner, schuppiger Haut, stämmigen Beinen und einem häßlichen Fischmaul. In Form und Gestalt unterschieden sich die drei unheimlichen Geschöpfe voneinander.

Mit kaltem, starrem Blick beobachteten sie die beiden Menschen, die von allem nichts ahnten.

*

Falkner atmete tief durch, als er endlich fertig war. Er verstaute

das Werkzeug im Kofferraum, nahm hinter dem Lenkrad Platz und startete den Ford.

Auf schlechter Wegstrecke ging es weiter bis zum höchsten Punkt der Landzunge, die man das Loop Kap oder den Loop Head nannte.

Die dämonenfratzigen Unwesen, die aus einer anderen, unsichtbaren Welt kamen, verfolgten das sich entfernende Fahrzeug mit ihren Blicken.

Ein bösartiges Grinsen lag um die schleimigen Mäuler, ein kaltes Glitzern lag in den Augen.

Die unheimlichen Beobachter schienen genau zu wissen, daß es für das Paar dort keine Wiederkehr mehr gab, daß es ins Verderben fuhr…

*

Das Wirtshaus lag auf der Spitze des Kaps.

Es war einstöckig, hatte ein hohes Dach mit kleinen, eckigen Dachgauben. Einsam und irgendwie verloren lag es zwischen den steil aufragenden und nicht minder steil abfallenden Felsen.

Der Wind pfiff hier oben erstaunlicherweise weniger stark als auf dem letzten Rest der Straße, die sie gefahren waren.

Es war eine wildromantische Gegend, von der sie unter den kalt glitzernden Sternen schon genügend wahrnahmen, um sagen zu können, daß sie ihnen gefiel.

Auf der einen Seite war das Grundstück von einer gewaltigen Mauer begrenzt. Hier waren schwere, aus dem Fels gehauene Quadersteine fest aufeinandergefügt und bildeten eine massive Wand, an die sich der baufällige Schuppen schmiegte, in dem allerlei Gerät untergebracht war. Unmittelbar neben dem Schuppen gab es eine primitive Garage. Diese Garage bestand eigentlich nur aus vier massiven Pfosten, über die ein flaches Dach gebaut war.

Unter diesem stand ein uralter Tieflader. Auf den ersten Blick würde man vermuten, daß dieses Fahrzeug aus dem Verkehr gezogen sei. Doch Nummernschild und Zulassungsstempel zeugten davon, daß der Tieflader noch benutzt wurde.

Ein verrostetes Schild hing an klirrenden Ketten über dem Eingang. »Loop Head Inn« stand in verschnörkelten Buchstaben darauf. Unter dem Namen des Gasthauses, das einst bessere Zeiten erlebt hatte, war das Haus selbst noch mal in dunkler Farbe gemalt.

An der Seite des Hauses stand ein mit einer Plane abgedecktes Motorrad. Ob die Maschine jüngeren oder älteren Datums war, konnte man nicht erkennen. Die Reifen zumindest, die unter der Abdeckung, hervorschauten, schienen in bestem Zustand.

Cathy Francis verließ das Auto zuerst. Hinter den zugezogenen

Vorhängen der Wirtschaft und Pension war anheimelnder Lichtschein zu erkennen.

Öllicht, wie sie wenig später feststellten.

Donald Mogdan hatte nicht übertrieben, als er behauptete, daß man in der »Loop Head Inn« das Gefühl hätte, die Zeit wäre stehen geblieben. Es gab keine Musikbox, dafür ein altes verstimmtes Klavier mit vergilbten Tasten. Es gab keinen elektrischen Strom und kein Telefon.

Der Gastraum war urgemütlich: dunkles Holz, getäfelte Wände, ein offener Kamin, in dem Buchenscheite knisterten.

Es roch nach Rauch und Selbstgebranntem Whisky.

Der Wirt war nicht da.

Das wunderte sie. Mogdan hatte ausdrücklich erwähnt, daß der Inhaber der »Loop Head Inn« sie sicher mit seinem Gratis-Drink empfangen würde, wenn sie dort eintrafen. Das gehöre zu seiner Begrüßungszeremonie.

Als sie den dunklen Schankraum betraten, hatten sie zunächst das Gefühl, daß überhaupt niemand anwesend sei.

Angenehme Wärme lullte sie ein und eine Stille, die man schon als unnatürlich bezeichnen konnte.

»Hallo, ist da jemand?« rief Stan Falkner.

Seine Stimme dröhnte durch die Stille.

Plötzlich ging eine Hintertür auf. Im gleichen Augenblick nahm Cathy Francis eine Bewegung auf der Treppe wahr.

Die junge Künstlerin aus London wandte rasch den Kopf. Es schien ihr, als ob dort oben in der Dunkelheit hinter dem Geländer jemand blitzschnell zurückweiche. Sie wollte ihren Freund aufmerksam machen, unterließ es dann aber und vergaß es schließlich, weil aus einem Hinterzimmer eine kleine schmale Frau mit grauem Haar und bleichem Gesicht kam.

»Entschuldigen Sie!« sagte sie sofort und breitete die Arme aus. Ein freundliches Lächeln hellte ihre Miene auf. »Ich heiße Sie herzlich hier willkommen. Sie sind das Paar aus London, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Stan Falkner.

Die Frau atmete tief durch und reichte jedem die Hand. Sie war eine flinke, sympathische Person und entschuldigte sich erneut, daß sie die Ankunft verpaßt hatte.

»Ich muß wohl eingeschlafen sein«, sagte sie achselzuckend. »Mir passiert das häufig in der letzten Zeit, wenn ich handarbeite. Um ehrlich zu sein, hatte ich Sie auch früher erwartet. Ich hatte nicht mehr damit gerechnet, daß Sie heute überhaupt noch kommen würden.«

»Wir sind aufgehalten worden«, sagte Cathy schnell. »Wir hatten eine Panne…«

»Oh, das tut mir leid…«

»Zum Glück konnten wir sie selbst beheben. Es war halb so schlimm.«

Cathy und Stan blickten sich um.

Cynthia O'Donell meinte: »Sie haben sicher damit gerechnet, von meinem Mann begrüßt zu werden…«

Die Frau wartete erst gar keine Antwort auf ihre Bemerkung ab, sondern fuhr fort: »… Ich muß ihn leider entschuldigen. Er mußte heute abend geschäftlich weg, wissen Sie.«

Ihre Worte klangen nicht überzeugend, aber darüber machten sich die beiden Besucher auch nicht die geringsten Gedanken.

Man kam sofort ins Gespräch. Die Besitzerin erzählte von der Tradition des Hauses und davon, daß sie eigentlich schon lange den Betrieb einstellen wollten. Ein regelrechter Publikumsbetrieb fände schon seit Jahren nicht mehr statt. Sie waren alt und forcierten die Geschäfte nicht mehr. Höchstens zwei oder drei Personen gleichzeitig nähmen sie hier auf. Sie – das waren Cynthia und Andrew O'Donell, denen das Haus hier gehörte – spiele ernsthaft mit dem Gedanken, das Haus zu verkaufen und in die Stadt zu ziehen.

»Dabei weiß ich nicht mal, ob die Stadtluft mir bekommt«, lächelte die kleine, charmante Frau gedankenverloren. »Wenn man fünfzig Jahre seines Lebens in der Einsamkeit verbringt, wird man menschenscheu.«

Sie zeigte ihnen das Haus. Es war alt und verwinkelt und verbreitete jene Atmosphäre, die eine moderne Wohnung selbst durch den besten Innenarchitekten nie erhielt.

Sie sahen die alte Küche, die Wohnräume, die den O'Donells dienten, und gingen kurz hinaus auf die Terrasse, deren Boden aus blankem Felsgrund bestand. Ein rostiges Gitter begrenzte die Terrasse. Dahinter begann die Steilküste. Tief unten gab es eine Bucht. An den Felsen brachen sich die Wellen. Auf dem steinigen Ufer lagen deutlich erkennbar zwei Ruderboote, die von den zurückfließenden Wellen nicht mitgerissen werden konnten.

Von der Terrasse führte eine steile Treppe nach unten.

Eine wildromantische Landschaft, wie man sie am ehesten noch auf den Bildern alter französischer und holländischer Meister fand. Daß es so etwas noch in Wirklichkeit gab, faszinierte das jung Künstlerpaar, und Cathy Francis ertappte sich bei dem Gedanken, daß man doch mal ganz unverbindlich nachfragen könne, was das Haus hier am Kap koste.

Das wäre doch eine ungewöhnliche und romantische Unterkunft. Und das genau liebten sie. Mit der kleinen Dreizimmerwohnung in Soho, das sie ihr Fürstenreich getauft hatten, war es nicht weit her. Das hier war ein Palast dagegen… und was man alles daraus machen

konnte! Cathy Francis durfte nicht darüber nachdenken, und schon ging die Phantasie mit ihr durch.

Sie mußte unbedingt mit Stan sprechen.

Aber jetzt ging das nicht. Es fiel ihr schwer, den weiteren Ausführungen der Einundsiebzigjährigen zu folgen, die man glatt auf Mitte fünfzig schätzen konnte.

Die gute Luft, das ruhige, ausgeglichene Leben hier in der Abgeschiedenheit hatten ihre Spuren hinterlassen.

Cynthia O'Donell führte sie die Treppe hinauf, um ihnen die Zimmer zu zeigen, die für sie reserviert waren. Sie ging voraus und ließ die Gäste dabei wissen, daß es eine besondere Auszeichnung war, wenn zum Wochenende ein weiteres Paar hier für zwei Tage blieb. Das waren Donald und Sioban Mogdan, die diese Herberge von früher her kannten und Erinnerungen auffrischen wollten.

»Wir sind nicht darauf eingerichtet, mehrere Gäste gleichzeitig zu bewirten«, kam es lebhaft über die Lippen von Cynthia O'Donell. »Wir haben nur fünf Gerichte zur Auswahl, eine Biersorte und eine hausgemachte Whiskysorte – damit kann man keine Ehre einlegen.«

Als sie die oberste Treppenstufe erreichten, wurde Cathy Francis an ihre Beobachtung von vorhin erinnert.

»Sind wir im Moment die einzigen Gäste hier im Haus, Misses O'Donell?« wollte sie wissen.

Sie blickte die kleine Frau an, die die Öllampe in der Rechten hielt. Das flackernde Licht ließ das bleiche Gesicht der Wirtin noch heller erscheinen und warf einen vergrößerten, bizarren Schatten ihres Körpers an die Wand.

Diese nickte.

»Ja, natürlich. Warum fragen Sie danach, Miss?«

»Nur so eine Routinefrage. Nichts von Bedeutung.« Demnach hatte sie sich also vorhin getäuscht. In einem Haus, wo es keinen elektrischen Strom gab und Öllampen statt dessen verwendet wurden, konnte man schließlich einen Schatten für eine Bewegung halten. Aber darüber sagte sie jetzt nichts mehr.

*

Cynthia O'Donell zeigte die Zimmer.

Da die Wirtin die beiden unterschiedlichen Namen mitgeteilt bekommen hatte, ließ ihre Moral es nicht zu, dem unverheirateten Paar ein Doppelzimmer zur Verfügung zu stellen.

Sie hatte zwei hübsche, gemütlich eingerichtete Einzelzimmer die direkt nebeneinanderlagen, gewählt.

Daß die Moral in der »Loop Head Inn« zu untergraben war, bewies die Tatsache, daß es eine Verbindungstür gab, die nicht verschlossen,

sondern lediglich mit einem Riegel gesichert wurde.

Cynthia O'Donell wies nicht ausdrücklich darauf hin. Stan und Cathy hatten gute Augen. Das Paar blickte sich kurz an und wechselte ein stilles, einverständliches Lächeln miteinander.

»Dann werde ich Sie jetzt mal für ein paar Minuten allein lassen«, sagte die Wirtin fröhlich. »Bis Sie sich frisch gemacht und Ihre Koffer ausgepackt haben, bin ich unten in der Küche fertig. Ich nehme an, Sie werden nach der langen Fahrt einen ordentlichen Hunger haben…«

Weder Stan noch Cathy hatten ans Essen gedacht.

Aber jetzt, da Mrs. O'Donell davon sprach, spürten sie, daß sie tatsächlich Hunger hatten. Die letzte Mahlzeit hatten sie um zwei Uhr heute mittag zu sich genommen. Seitdem waren sie auf Achse.

»… Ich habe einen kräftigen Irish Stew zubereitet, nach einem Rezept meiner Mutter. Einen solche Stew bekommen Sie sonst nirgendwo auf der Insel, dafür lege ich meine Hand ins Feuer…«

Mit diesen Worten ging sie.

Kaum, daß sie die Tür hinter sich zugezogen hatte, mußte Cathy leise lachen, deutete auf die Zwischentür und fiel Stan um den Hals. Der schlang die Arme um sie.

»Sie ist eine wundervolle Frau«, sagte er leise. »Ich könnte ihr stundenlang zuhören. Sie hat eine ganz eigene Art, zu erzählen.«

Er löste sich von ihr und schob die Öllampe, die Cynthia O'Donell bei ihrem Eintritt angeflammt hatte, weiter auf dem Tisch nach hinten, um sie nicht aus Versehen umzustoßen.

Cathy wollte etwas sagen, als sie ein unterdrücktes Knarren hörte.

Das waren nicht die hölzernen Stufen – das war eine Tür.

Unwillkürlich fiel ihr Blick auf die Tür des Zimmers, in das Cynthia O'Donell sie gemeinsam geführt hatte, obwohl es nur ein Bett enthielt.

In dem schummrigen Licht starrte sie auf die Türklinke. Hatte diese Tür eben gequietscht – oder eine andere?

Aber das konnte doch nicht sein!

Cynthia O'Donell hatte das Zimmer verlassen, und ihre Schritte waren deutlich auf der knarrenden Treppe zu hören.

Schnell war Cathy an der Tür, zog sie spaltbreit auf und sah die Wirtsfrau mit der Öllampe in der Hand auf der Treppe, die jetzt eine Biegung machte.

Atemlos starrte die junge Zeichnerin in den dunklen, schmalen Korridor. Sie zählte sieben Türen, außer ihrer, die in den Korridor mündeten.

Drei links, drei rechts – die letzte ganz hinten lag ihr genau gegenüber.

Nichts war zu hören, alles blieb ruhig.

Da drückte Cathy die Tür wieder ins Schloß. Im gleichen Augenblick wurde auch die Tür ihr gegenüber im dunklen Schlund des

Korridors zugedrückt.

Es war noch jemand im Haus, dessen Anwesenheit Cynthia O'Donell verschwiegen hatte.

*

Die sichtbare Welt ist vielschichtig. Sie zeigt uns dennoch nur ein Gesicht.

Die unsichtbare Welt unterscheidet sich in ihrer Vielschichtigkeit kaum von der Sichtbaren. Nur höchst selten jedoch schauen menschliche Augen jene andere Seite der Welt. Wenn es geschieht, sind Geister oder kosmische Kräfte am Werk. Wenn es geschieht, kann es Zufall sein, Schicksal oder Absicht.

In einem Teil der unsichtbaren Welt waren Björn Hellmark und Rani Mahay gefangen. Durch eine heimtückische Falle stolperten sie ins Pandämonium, dem Versammlungsort der Geister, kämpften sich durch den Geistersumpf und fanden eine geheimnisvolle Burg. Die Würfel des Schicksals rollten, und sie wurden zu lebendigen Spielfiguren in einem rätselhaften Spiel, das die Götter einst begonnen und das von abtrünnigen, ehrlosen Priestern entwendet und unrechtsmäßig weitergespielt wurde.

In diesem Spiel wurde das Schicksal eines auserwählten weisen Volkes entschieden.

Durch Mut und Entschlossenheit, aber auch mit jenem Quentchen Glück, ohne das jedes Unternehmen von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, konnten Hellmark als der Abenteurer Lavan und Rani Mahay als Kapitän der Geistergaleere eine Entscheidung herbeiführen, die ein Volk befreite und geistig wieder freimachte.

Es handelte sich um das Volk der Kaythen, deren Land auf Boden, den einst die Götter mit ihren Füßen berührten, wiedererstand. Die Tatsache, daß die gewaltige Insel inmitten des Pandämoniums zu einem Ort des Friedens und der Zuflucht geworden war, konnte in der nahen Zukunft schon entscheidende Bedeutung erhalten.

Molochos, der oberste der schwarzen Priester, der sich zum Führer über eine Legion von Dämonen, bösen Geistern, Monstern und Widergängern aufgeschwungen hatte, war zum ersten Mal ernsthaft in seinem Expansionstrieb gestört worden.

Durch die Veränderungen im Zentrum des Pandämoniums war das Volk der weisen Kaythen, jener kleinen Menschen, denen die Götter wohlgesinnt waren, neu erwacht, und im Schutz der Insel und der Burg, die einem gigantischen Palast glich, lebten Hellmark und Mahay seitdem. Sie brauchten hier keine Gefahr zu fürchten, aber sie lebten wie in einem goldenen Käfig.

Und das behagte ihnen nicht.

Auf sie wartete eine ungelöste Aufgabe. Sie hatten eine Schlacht gegen den Herrn der Dämonen gewonnen – aber nun stellte sich heraus, daß eigentlich der, den sie bekämpft hatten, frohlocken konnte.

Die beiden schärfsten Widersacher, jene Männer, die mit Hilfe geistiger Waffen und abwehrender Dämonenbanner seine Kreise gestört hatten, saßen in einem Bereich der unsichtbaren, vierdimensionalen Welt fest. Von außen her konnten sie keine Hilfe erwarten, denn niemand wußte, wo sie waren.

Am ehesten noch hatte Hellmark damit gerechnet, daß Al Nafuur, der geheimnisvolle Geistführer aus einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits, ihm Rat oder Hilfe zukommen ließ. Wieder mal jedoch mußte er die Erfahrung machen, daß der unsichtbare Freund keine Hilfe schicken konnte und nicht in der Lage war, Raum und Zeit zu überbrücken, um Kontakt zu ihm aufzunehmen.

Es gab Gesetze, die auch diejenigen, welche in einem einigermaßen sicheren Zwischenreich als Geister weiter existierten, nicht übertreten konnten.

Die Rettung konnte nur von innen heraus kommen, aus dem Reich der Kaythen selbst. Es mußte ein Tor in die dritte Dimension gefunden werden.

Die Weisen studierten daraufhin die Schriften der Alten. Es gab Anhaltspunkte für eine solche Möglichkeit, doch war die Kraft des auserwählten Volkes noch nicht wieder so weit erstarkt, daß sie die Götter selbst anrufen konnten.

Amana, die letzte der Kaythen-Prinzessinnen, mit den Kenntnissen der Weißen Magie erfüllt, glaubte einen Weg gefunden zu haben.

Sie war bereit, alles auf eine Karte zu setzen.

Für den Übergang in die andere Dimension für die sie ihre ganze magische Kraft einsetzen wollte, war alles vorbereitet.

Amana stand vor der dunkelroten Tür, die mit zahllosen fremdartigen Zeichen und Fabelwesen bedeckt war. Schwer ruhte ihre zarte kleine Hand auf der goldfarbenen Klinke.

Aus dem roten Dunkel des Raumes trat wie ein Schatten eine Gestalt.

»Antor«, sagte Amana leise.

Der Weise beriet sie seit langer Zeit und suchte gemeinsam mit ihr nach einem Ausweg, jenen zu helfen, die Hilfe benötigten.

»Du bist also fest entschlossen?« fragten Antor, und seine klugen Augen folgten ihrem Blick.

»Ja.«

»Hast du es dir auch genau überlegt?«

»Was gibt es noch zu überlegen, wenn es gilt, Freunden die Freiheit zu schenken?«

»Ist es wirklich die Freiheit?«

Sie preßte die Lippen zusammen. »Ich hoffe es. Es gibt Anzeichen dafür, daß alles gutgeht. Etwas muß geschehen. Sie sind hier Gefangene. Sie klagen nicht, aber ich weiß, was in ihnen vorgeht. Nachdem alle anderen Maßnahmen ergebnislos verliefen, gibt es nur noch diesen Weg.«

»Ich weiß. Aber denke auch an dich, Amana!«

Antors Worte klangen nicht vorwurfsvoll, eher besorgt.

»Ich tue, was ich tun muß. Hier zähle nicht ich, sondern die Fremden, denen wir die Freiheit verdanken. Was zählt da – mein Leben, Antor?«

»Du bist die Letzte, die das magische Wissen besitzt.«

»Wenn die Götter uns gnädig gesinnt sind, werden Sie es mir auch erhalten.«

»Eben das wissen wir nicht.«

»Ich muß die Grenze überschreiten – so oder so. Wir stehen in der Schuld jener Männer, sie nicht in unserer. Mein Schicksal bewahrt mich nicht vor dem, was eventuell eintreten kann, ich fürchte mich auch nicht vor dem Tod wenn die Götter ihn beschlossen haben. Mein Schicksal ist nicht das Schicksal meines Volkes. Das beruhigt mich. Was mich wirklich beunruhigt, Antor, ist etwas anderes. Ich habe bis zu dieser Minute noch keine Klarheit darüber, wie und wo sie in jener Welt ankommen werden, wenn ich den magischen Ritus in Gang setze. Es gibt einen dunklen Punkt, den ich nicht ausleuchten kann. Abgesichert ist, daß sie auf keinen Fall in eine andere Parallelwelt oder in ein Geisterreich gelangen, das die bösen Mächte beherrschen. Doch Molochos, Dämonenfürst, liegt auf der Lauer. Er wartet auf seine Chance. Und darin liegt meine große Sorge. Der Ritus erfordert, daß diejenigen, an denen er ausgeführt wird, sich in tiefem Schlaf befinden, daß sie den Übergang wie im Traum erleben – und wenn Schlaf und Traum enden, sie in der Tat auch am Ende der Reise sind. Molochos, der sie haßt und vernichten will, kann den Übergang lenken, ohne daß ich das erkennen kann. Das bedrückt mich. Ich vermag nicht Ort und Zeitpunkt anzugeben, wo die Materialisation erfolgen wird. Das Risiko für unsere Freunde ist groß. Ich muß sie auf die Gefahr aufmerksam machen.«

*

Sie lagen in dem dämmrigen Raum. Aus verborgenen Quellen an Wänden und an der Decke sickerte sanftes, warmes Licht und tauchte alles in einen bernsteinfarbenen Schimmer.

Björn Hellmark und Rani Mahay lagen ausgestreckt auf den breiten, mit dunklen roten Tüchern bezogenen Liegen.

Die beiden Freunde vermochten nicht zu sagen, wieviel Zeit vergangen war, seitdem sie hierherbeordert wurden und man ihnen zu verstehen gab, daß es Amana, der Kaythen-Prinzessin, gelungen ist, einen Weg für ihre Rückkehr zu finden.

Amana selbst wollte ihnen alle Einzelheiten mitteilen.

Und da kam sie nun.

Ihre Füße unter dem weich fließenden, silbern schimmernden Gewand schienen den Boden der in magisches Licht getauchten Halle kaum zu berühren.

Amana kam zu ihnen und blickte auf sie herab.

Björn Hellmark und Rani Mahay trugen wieder die Kleidung, mit der sie in das Pandämonium gekommen waren. Die Freunde waren zuvor mit kostbar riechenden Essenzen und Ölen eingerieben worden. Daß diese Dinge äußerst selten waren, hatte sich darin gezeigt, daß der Vorrat kaum ausreichte, um ihre Körper ganz zu benetzen.

Diese Vorarbeit, so hatte man ihnen erklärt, sei jedoch dringend erforderlich, um das magische Ritual, das nur Amana durchführen könne, mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg anzugehen.

Amana blieb zwischen den beiden Liegen stehen, wandte ihren Blick beim Sprechen einmal Hellmark zu, ein andermal Rani Mahay. Sie wies auf die Gefahr hin.

»Ich wollte euch nicht im unklaren lassen«, beendete sie ihre Ausführungen. »Ihr sollt wissen, worauf ihr euch einlaßt. Es ist trotz allem ein guter und aussichtsreicher Weg. Vielleicht erhalte ich während des magischen Rituals noch die Eingebungen, die mir jetzt fehlen, so daß ich das Risiko mildern kann. Aber das ist etwas, was ich euch nicht versprechen kann.«

Björn wandte den Kopf. Die Bewegung fiel ihm schwer. Die Essenzen und wertvollen wohlriechenden Öle, mit denen sein Körper behandelt worden war, verursachten eine gewisse Schwere, eine Art Betäubung. Er spürte seine Glieder nicht, seine Muskeln waren wie gelähmt. Als er den Kopf drehte, hatte er kein Gefühl dafür. Seine Zunge fühlte sich sogar taub an, als er sprach.

»Das Ritual wurde bereits eingeleitet, Amana«, bemerkte er leise. Er glaubte, hier einen gewissen Widerspruch entdeckt zu haben.

»Das hat nichts zu bedeuten, Björn-Lavan«, nannte sie ihn wieder mit dem Namen des Abenteurers. »Es geschah, um die günstigste Zeit auszunutzen und Zeit zu gewinnen. Entscheidet ihr euch, daß das Ritual nicht durchgeführt wird, so ist nichts verloren. Wollt ihr aber trotz meiner Bedenken die Durchführung, so ist die wichtige Vorarbeit geleistet und die Atmosphäre, in der die Weiße Magie sich zur vollen Wirksamkeit entfalten kann, ist aufgeladen zum denkbar besten Zeitpunkt. Nun überlegt wohl!«

Björn und Rani wechselten einen Blick.

»Du siehst mich so verschleiert an«, konnte Hellmark sich nicht verkneifen zu flachsen.

»Wahrscheinlich hat man mir ein paar Liter der Essenz mehr in die Bindehaut geschüttet als dir«, knurrte der Koloß aus Bhutan, der auf der rotbezogenen Liege wie ein gefällter Riese aussah.

»Hast du schon eine Entscheidung getroffen, Schleiereule?«

»Ich denke noch nach. Hörst du's nicht?«

»Doch, mir war's, als hörte ich was. Es hat geklickt. Hoffentlich ist da kein falsches Rädchen in die Brüche gegangen.«

Björn sah Amana an. »Warum hat man sich erst jetzt entschlossen, uns diesen Weg zu nennen, Amana?«

Er war ein feinfühliger Mensch und merkte, daß da irgend etwas nicht stimmte.

Amana wich aus. Ihre Worte klangen nicht so überzeugend, als sie davon erzählte, daß man diese Möglichkeit eben nur in Betracht ziehen wolle, wenn alles andere sich als unbrauchbar erwiesen hätte.

»Ist da wirklich nichts anderes, Amana?«

»Nein.«

»Die Weiße Magie – du hast es mir selbst gesagt, Amana – wurde dir in die Wiege gelegt. Um sich ihrer zu bedienen, bedarf es gewisser Hilfsmittel, die dir nicht immer in ausreichendem Maß zur Verfügung stehen.«

»Das hat nichts zu bedeuten, Björn-Lavan. Wo die Mittel fehlen, tritt der Geist in Aktion.«

»Geistige Kräfte zehren an der Psyche und am Körper.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du machst dir unnötige Gedanken«, und diesmal klang ihre Stimme überzeugend. Er hatte sie durchschaut und würde noch begreifen, was sie riskierte, wenn sie dieses Gespräch fortsetzte und er Gelegenheit bekam, über gewisse Dinge nachzudenken. »Wie sieht euer Entschluß aus?«

»Ich bin einverstanden«, sagte Rani Mahay. »Wenn sicher ist, daß wir tatsächlich drüben ankommen…«

»Daran besteht nicht der geringste Zweifel!«

»… dann gibt es keinen Grund, es nicht zu versuchen«, fuhr Mahay fort. Die Stimme des Inders klang belegt. Seine Stimmbänder waren von den betäubenden Präparaten angegriffen.

Die Blicke Hellmarks und Amanas begegneten sich.

»Riskieren wir's. Drüben kennen wir uns aus. Wenn Molochos uns tatsächlich über den Weg laufen sollte, werden wir Mittel haben, ihm seinen Spaziergang zu vermasseln. Führe durch, was du uns vorgeschlagen hast, Amana! Wir haben nichts zu verlieren, aber wir können alles gewinnen, vorausgesetzt, daß wir nicht mitten im Atlantischen Ozean materialisieren. Dann allerdings dürfte es kritisch werden…«

*

Amana machte eine kaum merkliche Handbewegung. Aus der Dämmerung näherten sich schattengleiche Gestalten.

Zu Björn und Rani kamen zwei junge Kaythen-Frauen, die grüne Becher in der Hand hielten, die zur Hälfte gefüllt waren.

Amana gab das Zeichen.

Die Becher wurden dem Deutschen und dem Inder an die Lippen gesetzt, und sie tranken die etwas säuerlich schmeckende Flüssigkeit.

Die Mädchen verschwanden, und Amana kam wieder in ihr Blickfeld.

»Ihr werdet nun schnell einschlafen«, sagte sie mit leiser Stimme. Sie versuchte zu lächeln, aber Björn hatte das Empfinden, als ob es ihr nicht recht gelänge. »Ihr werdet noch eine Weile meine Stimme hören. Die Worte, die ihr vernehmt werden keinen Sinn für euch ergeben. Wirklichkeit und Traum werden sich mischen. Vielleicht werdet ihr den Wunsch habe, euch zu äußern. Es wird euch nicht gelingen, der Trank hält euch in tiefer Umklammerung. Wenn ihr erwacht, werdet ihr nicht mehr hier sein. Ihr werdet auf der anderen Seite der Welt zu euch kommen. Ich wünsche euch von Herzen eine gute Ankunft und möchte mich noch mal bedanken für all das, was ihr meinem Volk und mir getan habt… lebt wohl… ein Wiedersehen… wird es wohl nicht geben…«

Wie aus weiter Ferne vernahmen die Freunde die letzten Worte. Der Trank begann zu wirken.

Björn Hellmark fühlte eine wohlige Müdigkeit in seinen Gliedern emporsteigen.

Er schwebte zwischen Wachsein und Traum, nahm Schatten und Silben wahr und hatte das Gefühl, auf Wolken zu schweben.

Jemand beugte sich über ihn. Er sah ein Gesicht.

Amana?

Er vermutete es, er wußte es nicht.

Sie lächelte ihn an, berührte seine Wangen und flüsterte etwas.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen.

Stimmengemurmel drang von weither. Amanas Bild erlosch und wurde wieder klarer. Er sah sie wie in einem Spiegelkabinett hundertfach vermehrt wieder.

Hunderte von Amana-Gesichtern geisterten um ihn.

»Amana… maii samo laan«, wisperten tausend Amana-Stimmen. Weiche, wohlklingende Worte, die wie eine geheimnisvolle, sphärische Melodie den Äther erfüllten. Und er wurde zu einem Teil dieses Äthers, und die schönen Worte durchdrangen ihn bis tief in sein Inneres.

Er sah Amanas tausend Gesichter vor sich. Qual und Anstrengung verzerrten ihre Miene. Der Schweiß rann in Strömen über ihre Wangen und vermischte sich mit Tränen.

Da ergriff ihn Angst.

›Amana!‹ wollte er schreien. Aber seine Lippen blieben stumm, sein Körper war wie gelähmt. ›Was ist geschehen, Amana? Warum weinst du – warum zeichnet Qual dein Antlitz?‹

Die Worte aus ihrem Mund wurden schwingender und versetzten die Luft in Bewegung.

Was er nicht sehen konnte, war das, was sich wirklich abspielte.

Die Kaythen-Prinzessin kniete mitten in dem dämmrigen Raum. Unablässig sprudelten die Beschwörungsformeln über ihre Lippen. Die Kräfte, die Amana mobilisierte, waren beachtlich, und sie fühlte bereits, wie die Kraft sie verließ. Ihre Glieder begannen zu zittern, kalter Schweiß bedeckte ihre Haut. Ihr Teint war kalkig weiß, ihr Herz schlug schwach und wurde immer schwächer.

Sie mußte die Formeln zu Ende bringen.

Sie durfte das Ritual nicht unterbrechen. Eine zweite Chance, es zu wiederholen, gab es nicht für sie.

Ein greller Blitz spaltete die Dämmerung vor ihr.

Er zerriß die Düsternis und die gewölbte Decke über ihr.

Er überflutete mit gleißender Helligkeit die beiden Körper.

Amanas Leib wurde wie von unsichtbarer Hand in die Höhe gerissen. Die Kaythen-Prinzessin blieb stumm. Kein Schrei kam über ihre Lippen, als ihr Körper sich verkrampfte, sich mehrere Male in der Luft drehte und dann zu Boden stürzte, wo sie zuckend liegen blieb.

Brüllend stürzte Schwärze auf sie ein und erfüllte ihr Bewußtsein.

Aus, war der letzte Gedanke, den sie denken konnte.

Sie hatte sich überfordert. Sie hoffte nur eins: daß sie geschafft hatte, was sie sich vornahm.

Waren Sekunden – oder Ewigkeiten vergangen?

Gefühl für Raum und Zeit waren verloren, als sie plötzlich Bewegung registrierte.

Jemand beugte sich über sie.

Ein vertrautes Gesicht.

»Antor?!«

Amana hörte ihre eigene Stimme. Die klang ruhig und fest.

»Prinzessin!« Freude und Erleichterung schwang in diesem Wort mit, das Antor über seine Lippen brachte.

»Ich lebe – Antor?!«

Keine Spur von Schwäche. Sie konnte sich erheben, fühlte sich kräftig und zufrieden und erkannte die vertraute Umgebung wieder, in der sie das magische Ritual durchgeführt hatte.

Der Ritus war über ihre Kräfte gegangen, aber die Mächte, denen

sie diente und denen sie sich ganz hingab, hatten sie nicht im Stich gelassen.

Die Götter, denen sie vertraute und denen sie ihr Leben hinzugeben bereit gewesen war, erwiesen ihr unendliche Gnade.

»Ich fühle es, Antor«, sagte Amana zufrieden und glücklich »ich habe die Gabe nicht verloren. Im Gegenteil! Sie wurde gestärkt. Wer bereit ist, viel zu säen – wird noch mehr ernten, Antor…« Und noch während sie sprach, wandte sie den Kopf zu den rotüberzogenen Liegen.

Die waren leer.

Björn Hellmark und Rani Mahay, zwei Besucher aus einer anderen Welt, waren wie vom Boden verschluckt, als hätte es sie nie gegeben.

*

Die finsteren Mächte, die danach strebten, ihre Herrschaft auch auf der sichtbaren Welt auszubauen, schliefen nie.

Molochos und seine Schergen lagen auf der Lauer.

Die Kraft, die Amana in ihr Ritual gelegt hatte, war größer, als sie erwarten konnten.

Sie konnten den Übergang nicht aufhalten oder verhindern. Doch Molochos konnte Kräfte mobilisieren, die die Elemente in Raum und Zeit beeinflußten.

Er konnte nichts an der Ankunft in jener Welt mehr ändern, der Björn und Rani angehörten.

Aber er konnte den Ort bestimmen.

Und das tat er.

Die beiden Freunde merkten von alledem nichts.

Tiefer Schlaf umfing sie, der andauerte, als sie ihr Ziel erreicht hatten.

*

Es war ihre erste Nacht in der Loop Head Inn.

Die Verbindungstür stand offen.

Cathy Francis und Stan Falkner machten sich einen Spaß daraus, in der Tat getrennt zu schlafen. Cathy fand, daß dies mal ein ganz neues Urlaubsgefühl sei und man die freiwillige Abstinenz genießen müsse.

Sie lagen noch lange wach und unterhielten sich leise. Im Haus war es still.

Sie merkten beide nicht, wie sie einschliefen. Cathy glaubte schon, es wäre Morgen, als sie unten vor dem Haus ein Geräusch vernahm. Räder rollten knirschend über harten Untergrund. Aus weiter Ferne vernahm sie das gleichmäßige Tuckern eines Motorrades. Das

Geräusch verebbte in der Ferne. Später vermochte sie nicht mehr zu sagen, ob sie das Motorgeräusch wirklich, vernommen hatte oder ob sie davon träumte.

Sie standen auf, als die Sonne durch die Fenster schien.

Strahlend blauer Himmel breitete sich über dem Kap aus. Der Wind säuselte sanft. Die Luft war noch kalt.

Sie hatten vortrefflich geschlafen.

Es war neun Uhr, als sie gemeinsam nach unten gingen. Der Frühstückstisch war schon gedeckt. Es roch nach Tee, frischem, selbstgebackenem Brot, nach Eiern und Speck.

An einem Tisch, auf dem eine rotweiß karierte Decke lag, nahmen sie Platz.

Cynthia O'Donell trug ein dunkelblaues Kleid mit Spitzenkragen. Sie grüßte freundlich, war bestens aufgelegt und schleppte auf einem großen Holztablett alles heran, was das Herz begehrte.

»Mein Mann wird um die Mittagsstunde zurück sein, hoffe ich jedenfalls«, erwiderte sie auf eine diesbezügliche Frage Stan Falkners. »Versprochen zumindest hat er's.«

Sie frühstückten eine Stunde lang.

Es war halb elf, als sie das Haus verließen. Da erst tauchte Cynthia O'Donell wieder aus der Küche auf, in der sie die ganze Zeit hantiert hatte.

»Wir sehen uns die Gegend ein wenig an«, verabschiedeten sich Stan und Cathy wenig später.

Sie gingen ums Haus herum.

Cathys Blick lag auf der Hauswand, der offenen Garage gegenüber, und sie stellte fest, daß das Motorrad nicht mehr da war.

»Komisch«, sagte sie nur.

»Was ist komisch?« fragte Stan. Er trug einen dunkelgrünen Parka mit aufgeknöpfter Kapuze. Die setzte er aber nicht auf.

Cathy hatte ihren Pelzmantel an. Den knöpfte sie nicht zu.

»Das Motorrad ist weg.«

»Stimmt. Und das schließt du daraus?«

»Scheint daß der Wirt doch im Haus ist, daß er uns aber offensichtlich aus dem Weg geht.«

Stan dachte nach. »Vielleicht haben sie Krach bekommen. Der Haussegen hängt schief. Das wollen sie nicht offen austragen.«

»Möglich. Oder es ist jemand im Haus, von dem wir nichts wissen sollen.«

»Jetzt muß ich aber sagen: komisch. Du hast manchmal Gedanken, also weißt du…«

Er schüttelte nur den Kopf.

»Ich hätte gestern abend schon so ein Gefühl, Stan.« Cathy ließ nicht locker. Das war typisch für sie. »Jemand hat uns beobachtet. Ich

weiß es ganz genau.«

»Warum soll man uns beobachten?«

Sie zuckte die Achseln. »Woher soll ich das wissen? Vielleicht ist ’s so: junges Künstlerehepaar, ziemlich erfolgreich, kommt aus London angereist, um vierzehn Tage in Ruhe und Abgeschiedenheit zu verbringen. Vielleicht haben die Leute Schmuck dabei, sicher aber viel Geld, denn irgendwann müssen sie schließlich ihre Rechnung bezahlen. Hier weiß man das, und jemand hat sich vorgenommen, uns um ein paar hundert Pfund ärmer zu machen.«

»Da denkst du an den Wirt?«

»Es muß nicht der Wirt sein. Ebensogut können die O’Donells einen Sohn haben. Einsam hier aufgewachsen, ein bißchen menschenscheu, dadurch vielleicht auch etwas seltsam-menschlich eingestellt. Man hat doch schon die verrücktesten Dinge gehört…«

»Ich kenne Sie nicht wieder, Fürstin«, fing Stan Falkner das alte Spiel an. »Sie lesen zuviel Krimis. Ihre Phantasie geht mit Ihnen durch.«

Normalerweise ging Cathy auf das ›Fürstinnen-Spiel‹ ein. Diesmal aber nicht. Sie blieb sehr ernst. »Ich habe ein komisches Gefühl, Stan. Seit gestern abend. Ich wollte es dir nicht sagen. Ich kann es nicht begründen. Es ist einfach da.«

»Das ist die Umgebung, Baby.« Er nahm sie in die Arme, während sie sich weiter vom Haus entfernten. »Wir sind das nicht mehr gewöhnt. Wenn wir nicht ständig Hunderte von Menschen um uns wahrnehmen, wenn wir keinen Straßenverkehr hören, glauben wir, etwas sei nicht in Ordnung. Wo ein Haus neben dem anderen steht, fühlen wir uns sicher, aber sobald wir irgendwo in einem Stück unberührter Natur ein einsames Haus sehen, fängt unsere Phantasie an, sich zu regen. Wir denken uns dann gleich die tollsten Geschichten aus. Da muß bestimmt einer wohnen, der die Gemeinschaft meidet, weil er sich mit abstrusen Dingen beschäftigt. Vielleicht ist er ganz und gar ein Hexer? Liest seltsame Bücher, experimentiert mit magischen und okkulten Sprüchen – ruft die Geister oder ganz und gar den Teufel höchstpersönlich an? Ha! Nur in abseits gelegenen Häusern muß man mit solch unheilvollen Dingen rechnen. Cathy! Was ist nur los mit dir?«

Sie seufzte. »Wahrscheinlich hast du recht. Es ist bestimmt so, wie du sagst. Wir sind die Einsamkeit nicht mehr gewöhnt und fürchten uns vor ihr. Reden wir nicht mehr davon…«

*

Auf ihrem Spaziergang fanden sie einen Pfad zur Küste. Den gingen sie. Zwischen kahlen, zerklüfteten Felsen führte ein steiniger Weg in

die Bucht, die man von dem oben auf der Höhe stehenden Wirtshaus überblicken konnte. Die Loop Head Inn stand rund achtzig Meter über ihnen auf der vorspringenden Landzunge.

Sie konnten die Fenster ihrer Zimmer ausmachen. Links stieg das Kap noch weiter an. Mächtige Felsbrocken bildeten ein steinernes Meer, das sich über die kahle Landzunge dehnte.

In der Bucht liefen die Wellen, die vorn von den zerklüfteten und ausgewachsenen Felsen gebrochen wurden, langsam aus.

Hier unten spürte man nicht mehr den Wind. Die Bucht lag geschützt.

Cathy und Stan liefen zu den alten Booten. Sogar die Ruder lagen darin.

»Machen wir ’ne Bootspartie, Fürstin?« fragte er.

»Du kannst doch nicht einfach ein Boot nehmen, wenn du nicht weißt, wem es gehört.«

»Weiß ich doch, Cathy! Sie gehören dem Wirt. Kein Mensch wohnt doch sonst hier im Umkreis von fünfzig Kilometern. Die Boote sind ein Service für uns.«

Er ging auf eines zu und setzte sich hinein.

»Man sitzt prima hier. Komm’ rein und…« Er brach mitten im Satz ab.

Sie sahen eine Gestalt auf sich zukommen. Es war ein Mann. Er kam von den steilen Felsstufen her, die hoch zur Terrasse des Gasthauses führten. Es war offenbar der Wirt.

Er ging etwas gebeugt. Die Kleider, die er trug, spannten auf seinem Körper, als wäre er vor einiger Zeit noch schlanker gewesen.

Seine Haut schimmerte grünlich. Auch seine Augäpfel waren nicht mehr ganz weiß.

Sie quollen etwas hervor.

Er lächelte und reichte jedem die Hand.

Cathy Francis erschrak. Als sie die Hand ergriff. Sie war feucht und kalt, als ob Fischblut durch die Adern des Mannes flösse.

*

»Es ist unangenehm heute«, sagte Andrew O’Donell schnell, seine Hände reibend. »Der Wind macht zu schaffen. Um diese Jahreszeit ist es sonst schon wärmer. Aber das kann sich ja alles sehr schnell ändern.«

Er hatte eine angenehme Art zu sprechen und glich damit seiner Frau, die vortrefflich erzählen konnte.

Im Nu riß er das Gespräch an sich und bedauerte, daß er gestern abend nicht da war. Aber den Begrüßungs-Drink könne man schließlich auch noch heute nachholen…

Stan kam auf die Boote zu sprechen.

Andrew O'Donell gab dem Engländer zu verstehen, daß sie ihm jederzeit zur Verfügung stünden, wenn er den Wunsch hätte zu rudern.

Er lachte leise. Dann nahm seine Miene plötzlich einen geheimnisvollen Ausdruck an. »Allerdings sollten Sie nicht zu weit hinausrudern.«

»Wegen eventueller Strudel oder unter der Wasseroberfläche liegender Felsen?« erkundigte sich Stan.

»Nein, das ist es nicht. Es gibt eine merkwürdige Geschichte, was die Bucht hier anbetrifft.« Nun war er ganz in seinem Element, und Cathy und Stan mußten im stillen ihren Freunden recht geben, die behauptet hatten, daß der Wirt ein komischer Kauz sei und für sein Leben gern unheimliche Geschichten erzähle. »Die Story ist uralt. Wie alt sie wirklich ist, weiß kein Mensch zu sagen. Aber sie ist wahr – dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Außerhalb der Felsen dort vorn, wo das freie Meer beginnt, lauerte eine Gefahr. Es ist das Reich des Dunklen Gottes…«

»Des Dunklen Gottes?« kam es wie ein Echo aus Cathys Mund.

Sie saß auf dem Rand des Ruderbootes, hatte die Beine ausgestreckt und die Hände in ihrem Schoß liegen. Die junge Frau blickte den großen, kräftigen Mann mit der grünlichen Gesichtshaut unsicher an. Ihr fiel auf, daß er sich während des Erzählens öfter unterbrach. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Atmen, als ob er unter Asthma leide. »Wer ist der ›Dunkle Gott‹?«

»Er kommt aus der Tiefe des Meeres. Es gibt Menschen, die haben ihn schon gesehen. Die Legende lautet, daß er eifersüchtig alle Reichtümer sammle, die durch untergegangene Schiffe in allen Zeiten Eigentum des Meeres und damit sein Eigentum wurden. Menschen, die kostbare Geschmeide, Gold und Silber aus dem Naß holen wollten, sind nie wieder zurückgekehrt. Da vorn…« Er streckte seine fleischige, feuchte Hand aus und deutete auf die schwarzen Felsen, die rund hundert Meter weit entfernt im Wasser lagen und wo die Wellen dagegen donnerten. »… beginnt das Tor in eine geheimnisvolle und gefährliche Welt. Wenn Sie Freude am Rudern und am Abenteuer haben, dann tun Sie das, aber sorgen Sie stets dafür, daß Sie das nur bei Tageslicht tun. Nach Einbruch der Dunkelheit sollten Sie das Boot verlassen haben und sich im Haus aufhalten.«

»Warum denn so etwas?« fragte Stan Falkner amüsiert.

»Weil alle, die nach Einbruch der Dunkelheit noch draußen sind, nicht mehr zurückkehren, Mister Falkner! Der ›Dunkle Gott‹ ruft sie!«

»Woher wissen Sie das so genau?«

»Weil ich es selbst schon erlebt habe, Gäste unternahmen eine Bootfahrt – und kamen nicht mehr zurück. Am nächsten Tag – oft

auch viele Tage später erst – trieb die Strömung ein leeres Boot in die Bucht. Von den Insassen fand man keine Spur mehr.«

»Das sind ja heitere Geschichten, die Sie da erzählen!« Er lachte.

Andrew O'Donell hob warnend den Zeigefinger und blieb todernst. »Sie sollten das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Hier in Irland geschahen und geschehen Dinge, die in Legenden und Sagen ihren Niederschlag fanden und die Außenstehende oft nicht ernst nehmen. Glauben Sie, was ich sage, ich bitte Sie darum! Dort vorn liegen in der Tat unermeßliche Schätze, keine fünf Seemeilen von hier entfernt. Man muß sich nur streng nach dem Nordstern richten, dann erreicht man garantiert jene Stelle, die man auch den ›Tanzplatz des Dunklen Gottes‹ nennt…«

O'Donell legte wieder eine Zwangspause ein, wischte sich über sein glänzendes, grün schimmerndes Gesicht, und Cathy Francis fragte sich im stillen, woher die ungewöhnliche Hautfarbe des Wirts wohl stammen mochte. Sie fand aber keine Erklärung dafür.

»Nachts wird ein Teil der Meeresschätze aus der Tiefe geholt. Der ›Dunkle Gott‹ und seine Vertrauten tanzen dann um die Schätze.«

»Wenn man das so genau weiß, muß es doch schon einer gesehen haben«, konnte Stan Falkner sich den Einwurf nicht verkneifen.

»Sicher wurde das beobachtet!« Der Wirt senkte die Stimme. »Aber das ist schon lange her. Menschen, die in früheren Zeiten lebten und noch Maßnahmen kannten, um sich gegen Hexerei und böse Geister zu schützen, waren Augenzeugen. In der Nacht ist das Meer dort draußen nicht so, wie wir es bei Tag sehen, Freunde«, sagte der Wirt jovial. »Schreckliche Dinge gehen dort draußen vor. Ich habe viel erlebt…« Er unterbrach sich, winkte ab und schien nicht mehr bereit weiterzuerzählen. Erst auf Cathys und Stans Drängen rückte er scheinbar widerwillig mit der Sprache heraus.

»Nein, ich sollte eigentlich nicht darüber sprechen«, lehnte er plötzlich wieder ab.

»Weshalb nicht?« fragte Cathy.

»Ich möchte Sie nicht erschrecken.«

»Wir haben gute Nerven…«

Da wandte er sich mit gespitzten Lippen um und deutete zurück auf das Haus auf der Kapspitze. »Mein Vater hat es schon bewohnt – und mein Großvater und beide haben übereinstimmend berichtet, daß Gäste nachts dem Lockruf des ›Dunklen Gottes‹ und seiner Dienerinnen und Diener nicht hätten widerstehen können, daß sie wie in Trance ihr Zimmer verließen, hier herabkamen, in ein Boot stiegen und zu dem geheimnisvollen Tanzplatz ruderten, um den ›Dunklen Gott‹ und seine Gespielinnen zu beobachten. Lassen Sie nachts die Fenster geschlossen! Der Ruf ist übermächtig.«

»Aha«, Stan kratzte sich im Nacken. »Sie meinen also, daß auch

wir…«

»Natürlich!« ließ der Wirt ihn erst gar nicht aussprechen. »Niemand kann dem Ruf widerstehen. Wer ihn hört, muß ihm folgen. Der ›Dunkle Gott‹ lockt heute noch genauso wie vor undenklichen Zeiten, denn er ist ohne Alter und will alles über die Welt außerhalb seines nassen Reiches wissen. Die kommen, behält er, und sie dürfen gleich ihm die Reichtümer schauen, die er für alle Zeit hütet. Wer dort ankommt und in die dunkle Gruft, die nachts aus dem Meer steigt, eindringt, glaubt, einen phantastischen Traum zu erleben. Aber schon bald merkt derjenige, daß der Traum zu einem Alptraum wird, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Der ›Dunkle Gott‹ behält sie alle…«

*

Er war ganz in Rage geraten. Seine Hände zitterten, als er sich über die dünnen Haare, die ebenfalls grün schimmerten, fuhr. Eine glitzernde Flüssigkeit stand auf seiner Stirn, die Cathy nicht als Schweiß bezeichnen konnte. Sie schimmerte ölig und roch nach Tran.

O'Donell atmete schwer, und seine Lungen arbeiteten seltsam geräuschvoll. Seine Augen waren verschleiert, und er warf einen schnellen Blick zum Himmel, wo sich die Sonne dem Zenit näherte. Kein Wölkchen war weit und breit.

Andrew O'Donell wankte.

Stan Falkner sprang schnell auf ihn zu. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte er besorgt. Die deutlich sichtbare Schwäche des beleibten Wirtes erschreckte ihn. »Sie sind krank. Wir bringen Sie zurück…«

Ein Kopfschütteln war die Antwort. O'Donell schob die Hand, die ihn stützte, achtlos zur Seite. Er ging auf das Wasser zu, bückte sich, schöpfte mit beiden Händen Wasser und drückte es sich ins Gesicht.

»Ah«, sagte er wohlig. »Das tut gut… es ist wunderbar kalt. Mir ist schon besser. Danke! Ein Schwächeanfall… ich habe das öfter in der letzten Zeit.«

Er erhob sich.

Cathy Francis stemmte sich langsam auf ihre langen Beine vom Bootsrand, auf dem sie die ganze Zeit über gesessen hatte »Sie sollten einen Arzt konsultieren… Sie sehen krank aus.«

Der Wirt nickte abwesend, aber Cathy hatte den Eindruck als hätte er sie gar nicht richtig verstanden.

»Bleiben Sie nur hier«, sagte er leise, während er mit gesenktem Haupt und schweren Schritten auf die Felsentreppe zuging. »Lassen Sie sich nicht stören! – Ich werde mich ein wenig hinlegen…«

Er ging davon, und sie blickten ihm nach.

»Er ist unheimlich – genauso wie seine Geschichten, die er erzählt«, bemerkte Cathy leise. Sie schlang den Pelzmantel enger um

ihre Schultern, und man sah ihr an, daß sie fröstelte.

»Donald und Sioban haben es uns gesagt.« Auch Stan Falkner fiel es schwer, jetzt noch die Heiterkeit aufrechtzuerhalten, die er die ganze Zeit über zur Schau gestellt hatte. Er sah den Wirt, der sich mit sichtlicher Anstrengung die Felsentreppen hocharbeitete, der mehr als einmal nach vorn gebeugt stehenblieb, um zu verschnaufen.

»Was ist los mit ihm, Stan? Warum hat er unsere Hilfe abgelehnt?«

»Ich weiß es nicht, Cathy.« Sein gut geschnittenes, männliches Gesicht schien wie aus Stein gemeißelt.

»Seine Haut, Stan. Sie schimmert grün… was kann das sein?«

Achselzucken… »Wäre sie gelb, würde ich sagen, er hat einen schweren Leberschaden.«

»Er roch auch so merkwürdig. Nach Fischöl, Stan…« Sie schüttelte sich. »Als hätte er in einem Faß bei toten Fischen gelesen… ich verstehe Donald und Sioban nicht«, fügte sie in einem Atemzug hinzu. »Wie können sie uns so etwas empfehlen, Stan?! Hier stimmt doch etwas nicht…«

*

Sie blieben nur noch kurze Zeit in der Bucht und traten dann den Rückweg an. Dazu benutzten sie nicht die Felsentreppen zur Terrasse hinauf, sondern den gleichen Weg, den sie gekommen waren.

In den Felsen links neben dem Kap bewegte sich ein Schatten.

Zwei Hände die ein Fernglas hielten, senkten sich.

Dort oben lag jemand und hatte aus sicherer Entfernung alles genau beobachtet, ohne selbst gesehen zu werden.

*

Sie hatten den ganzen Tag über das Gefühl, eine Zentnerlast auf den Schultern zu tragen.

Der Vorfall und die merkwürdige Geschichte, die der Wirt ihnen in der Bucht erzählt hatte, beschäftigte sie mehr, als sie sich selbst eingestehen wollten.

Das Essen nahmen sie allein ein. Der Wirt ließ sich nicht sehen. Besorgt fragten sie Cynthia O'Donell nach seinem Zustand, und sie erfuhren, daß er sich hingelegt hätte.

Wie lange er sich schon so schlecht fühle, wollte Cathy Francis wissen. Aber Cynthia O'Donell überhörte die Frage.

Am Nachmittag versuchte Cathy am Fenster ihres Zimmer zu arbeiten. Sie hatte den Zeichenblock auf den Knien und brachte in ihrer typischen Art eine zarte Skizze zu Papier. Das Bild, das sich zu entwickeln begann, war eine Mischung zwischen der Wirklichkeit und

der Geschichte, die der Wirt erzählt hatte. Deutlich zu erkennen war auf dem Block die Bucht. Die bizarren, kahlen Felsen, die wie gigantische Stalagmiten aus dem Wasser ragten, bildeten eine Art Durchlaß zum Meer hin. Dahinter begann eine geheimnisvolle Welt. Wehende Nebelschleier verwandelten sich in große, fragende Gesichter, zarte Striche wurden zu fremdartigen Gestalten, und in Umrissen bereits war eine phantastische, erdachte Welt zu erkennen.

Die Arbeit ging Cathy schnell von der Hand, dennoch war sie mit dem Ergebnis nicht zufrieden. Sie gab es schließlich auf.

Eine ganze Stunde lang saß sie hinter dem geschlossenen Fenster, starrte in die Ferne und begann zu träumen in der wohligen Wärme, die der Kohleofen verbreitete.

Sie mußte wohl eingeschlafen sein. Als sie die Augen aufschlug, stellte sie zu ihrem Entsetzen fest, daß es bereits dämmerte.

Cathy Francis ging nach unten und war erstaunt, daß Stan noch nicht nach ihr geschaut hatte.

Als sie in der Wirtsstube ankam, begriff sie den Grund.

Stan hatte eine Whiskyprobe hinter sich. Cynthia O'Donell hatte ihm im Keller die einzelnen Sorten gezeigt, und er hatte dort schon probiert. Von einer besonders guten Sorte hatte er sich auf Kosten des Hauses eine Probekaraffe gefüllt.

Er war sehr zufrieden und ließ das auch Cynthia wissen.

Stan war nicht betrunken, aber in einem derart seligen Zustand, daß er zu jeder Alberei aufgelegt und mit ihm kein vernünftiges Wort mehr zu sprechen war.

Zum Supper hatte er keine Lust mehr. Er interessierte sich nur noch für den Whisky.

Cathy sah ein, daß es am besten war, Stan zu überreden, ins Bett zu steigen, ehe er nicht mehr in der Lage war, die Treppe zu bewältigen. Stan war vernünftig genug, sich auf den Vorschlag einzulassen.

Cathy half ihm beim Auskleiden. Stan ließ sie mit müder Stimme wissen, daß er sich auf den morgigen Tag freue. Dann müsse auch sein Freund Donald unbedingt die Selbstgebrannten kennenlernen. Das Loop Head Inn konnte einen dreißigjährigen Whisky anbieten, der wie ein Stück Butter auf der Zunge zerging.

Dann schlief er auch schon ein, noch ehe er die Schuhe ausgezogen hatte. Cathy legte seine Beine ins Bett, klappte das Fenster und deckte Stan sorgfältig zu.

Dann machte auch sie sich für das Zubettgehen fertig.

Um acht Ihr war es draußen stockfinster. Der Himmel hatte sich bewölkt, so daß weder Mond- noch Sternenlicht sich auf dem leicht kräuselnden Meer spiegelte.

Nachdenklich lag Cathy Francis im Bett und starrte gegen die

Decke. Wie zähe Tropfen flossen die Minuten dahin.

Sie warf um halb neun einen Blick auf ihre Uhr, eine Viertelstunde später schon wieder, und es kam ihr vor, als wäre eine weitere Stunde vergangen.

Kurz vor zehn, als es im Haus völlig still und finster war, entschloß sie sich, noch mal zur Toilette zu gehen.

Deshalb mußte Cathy auf dem Flur eine halbe Etage tiefer. Dort lag die Toilette für die Gäste.

Cathy schlüpfte in ihren flauschigen, warmen Morgenmantel und ging zur Tür. Absichtlich nahm die junge Londonerin nicht die Öllampe vom Tisch. Sie kannte sich hier im Haus so gut aus, daß sie sich auch in der Dunkelheit zurechtfand, außerdem war es ihr einfach zuviel, die Lampe anzuzünden und umständlich den Glaszylinder abzunehmen…

Die Tür war einen Spalt offen, als Cathy das leise klappernde Geräusch hörte.

Drüben am Ende des Korridors bewegte sich etwas…

Eine Gestalt! Auf Zehenspitzen huschte sie durch den dunklen Flur. Ein Mann! Er hielt seine Schuhe in der Hand und passierte in einer Entfernung von nur drei Metern die spaltbreit geöffnete Tür zu Cathys Raum.

Die junge Frau stand wie zur Salzsäule erstarrt dahinter und wagte nicht zu atmen.

Also doch! Cynthia O'Donell hatte ihnen verschwiegen, daß es einen weiteren Gast gab.

Der Fremde lief langsam die Stufen nach unten, war sich seiner Sache ganz sicher und verhielt sich völlig lautlos.

Er hatte nicht die Lauscherin bemerkt und nicht die Tatsache registriert, daß die Tür nicht völlig geschlossen war.

Cathy Francis Lippen wurden schmal.

Sie zögerte nur drei Sekunden. Dann huschte auch sie aus dem Raum, als sie sah, daß der Fremde um die Treppenbiegung verschwand.

Ebenso lautlos folgte sie dem anderen und verhielt sekundenlang hinter dem Mauervorsprung, um erst zu sehen, wohin er sich begab.

Er durchquerte die nach Rauch und Gewürze riechende Wirtsstube und ging dann durch die Tür, hinter welcher Cynthia O'Donells privates Reich begann.

Cathy fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sie war aufgeregt, zwang sich aber zur Ruhe. Sie wollte es endlich wissen. Ganz geheuer war es ihr in diesem Haus nicht. Es barg ein Geheimnis!

Die Engländerin eilte durch die Wirtsstube, blieb lauschend an der Tür stehen und hörte, wie eine andere klappte.

Da riß sie ihren ganzen Mut zusammen, auch noch den nächsten

Schritt zu wagen.

Sie betrat den dunklen Raum hinter der Tür, lief durch das kleine Zimmer, in dem eine alte Kommode und eine geblümte Polstergarnitur standen, und sah die Tür zur Küche, die mit einem dunkelbraunen, geriffelten Glas versehen war. Dahinter vernahm sie gedämpfte Stimmen und bemerkte schwaches, flackerndes Licht.

»… und Sie meinen, daß es heute klappt?« Das war Cynthia O'Donnels Stimme, die bedrückt und gereizt klang.

»Ich versuche mein Bestes!«

Das war der Fremde. Seine Stimme hatte einen dunklen Klang und wirkte beruhigend.

»Ihr Bestes? Habe ich Sie deshalb aus Dublin kommen lassen? Ihr Bestes ist bis jetzt nicht mal ausreichend gewesen, Mister Lumnick. Sie wissen, was auf dem Spiel steht! So kann es nicht weitergehen. Seit vier Wochen sind Sie hier im Haus, seit vier Wochen beobachten Sie Nacht für Nacht, was geschieht. Ich habe meine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt, Mister Lumnick. Als ich den Bericht las wußte ich, daß Sie der richtige Mann sind. Enttäuschen Sie mich nicht!«

»Wir müssen gehen, ehe es zu spät ist«, unterbrach er sie.

»Ist es stärker – als in der letzten Nacht?«

»Ja. Aber ich weiß nicht, ob es an der Stärke liegt oder ob ein anderer Stoff in Frage kommt, denn ich jetzt noch nicht kenne.«

»Das Schicksal dieses Hauses ließt in Ihrer Hand«, sagte Cynthia O'Donell. »Wenn Sie es nicht schaffen, kommt es zur Katastrophe. Niemand der hier Anwesenden wird das Grauen überstehen…«

Cathy Francis lief es eiskalt über den Rücken.

*

Die silhouettengleichen Gestalten hinter der braunen Scheibe bewegten sich.

Sie näherten sich der Tür…

Schon war die Lauscherin bereit zu fliehen und sich irgendwo in der Dunkelheit dieses großen, verwinkelten Hauses zu verstecken, als sie erkannte, daß es nicht nötig war.

Etwas raschelte nämlich, und es klang, als würde ein Teppich zur Seite gezogen.

Dann knirsche es leise…

Eine Klappe bewegte sich in ihren Scharnieren – eine Geheimtür?

Cathy Francis tat in diesen Sekunden etwas, was sie verabscheute. Aber sie wußte keinen anderen Ausweg mehr. Die Londonerin warf einen Blick durchs Schlüsselloch.

Was sie sah, verschlug ihr den Atem.

Es gab eine Geheimtür im Dielenboden der Küche.

Die Bodenklappe war weit geöffnet, und eine Leiter führte in den darunter liegenden Keller.

Cynthia O'Donell hielt eine Öllampe in der Rechten und ging dem Mann, der abwartend in der Mitte der Küche stand, voran.

Für den Bruchteil eines Augenblicks sah Cathy das Gesicht des Fremden.

Es war das Gesicht eines Mannes in mittleren Jahren, das Haar streng nach hinten gekämmt, Geheimratsecken und hohe Stirn, die Augenbrauen buschig. Die Brille, die der Fremde trug, war altmodisch. Eine einfache, braune Hornbrille mit dicken Gläsern.

Die Lippen des Mannes bildeten einen schmalen Strich in dem angespannten, blassen Gesicht.

Dann verschwand auch er in dem Loch im Boden, und die Dunkelheit unten nahm ihn auf.

Cathy Francis ließ nicht locker.

Sie war entschlossen, die Angelegenheit weiterzuverfolgen.

Kurzerhand öffnete sie die Küchentür. Die Küche war nur schwach durch eine herabgedrehte Öllampe beleuchtet. Das Licht reichte nicht mal aus, um die Schatten aus den Ecken zu vertreiben.

Auf Zehenspitzen trat Cathy näher.

Ihr Blick fiel auf den großen Küchentisch in der Ecke. Dort stand ein dunkelrot lackierter Metallkasten, in dem unzählige Fotos lagen. Bevor der Fremde, den Cynthia O'Donell mit Mister Lumnick angesprochen hatte, den Raum betrat, mußte sie sich diese Bilder angeschaut haben.

Ein Teil von ihnen lag auf dem Tisch verstreut.

Neugierig warf Cathy einen Blick auf die Fotografien.

Sie zeigten das Bild eines jungen und schönen Mädchens mit langem, schwarzem Haar. In ganz jungen Jahren – als Neun- oder Zehnjährige – trug dieses Mädchen lange, geflochtene Zöpfe, in die große Schleifen gebunden waren.

Es war ein ausgesprochen hübsches Kind. Es lachte fröhlich dem Betrachter auf einem Dreirad entgegen.

Älter geworden – etwa fünfzehn – war sie auf einem Pony fotografiert. Sie trug die Haare jetzt zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Ihr schönes, ebenmäßiges und ovales Gesicht mit den mandelförmigen Augen kam dadurch noch besser zur Geltung. Sie war mit Geschmack gekleidet. Es gab Bilder, die die gleiche Person noch zu einem späteren Zeitpunkt zeigten. Da war das Mädchen schon kein Kind mehr, sondern ein richtiges, liebenswertes Fräulein, das jedem Maler Modell hätte stehen können.

Sie war etwa neunzehn oder zwanzig Jahre alt, als die Fotoserie endete.

Noch immer trug sie die Haare als Pferdeschwanz und hatte darin eine kleine dunkle Samtschleife. Das Gesicht der Jungen Unbekannten vereinte Schönheit und Klugheit in einem Maß, wie es nur selten zu finden war.

Es fiel Cathy auf, daß sämtliche Fotos vergilbt waren. Sie mußten schon sehr alt sein.

Zwanzig, dreißig oder gar vierzig Jahre?

Die Engländerin ging jetzt auf das Bodenloch zu, erblickte in der Tiefe ein fernes, flackerndes Licht und vernahm die sich entfernenden Schritte.

Da stieg sie die Leiter hinunter.

Modrige Luft und Kälte schlugen ihr entgegen.

Die junge Malerin tauchte in die Dunkelheit ein und folgte dem winzigen Licht, das sich plötzlich nicht mehr fortbewegte.

Wie geisterhaft beleuchtete Schemen wirkten Cynthia O'Donell und Mister Lumnick, die vor einer alten Holztür standen.

Lumnick nestelte in seiner Hosentasche herum und wollte etwas herausziehen.

Da ging es Schlag auf Schlag, und Cathy Francis, die stets von sich behauptet hatte, daß es nichts auf der Welt gäbe, war sie so leicht aus der Fassung brachte, verlor die Nerven.

Mit einem Donnerschlag flog die alte Tür auf.

Lumnick fuhr zusammen, wich nicht mehr schnell genug zurück – und die Tür knallte ihm mitten ins Gesicht.

Cynthia O'Donell riß die Lampe hoch.

Im Schein des flackernden Lichts erblickte Cathy Francis ein Wesen, das dem Grab entstiegen zu sein schien.

Ein uraltes Weib kam aus der dunklen, kahlen Kammer hinter der Tür.

Das lange Kleid wehte wie eine Fahne um ihre knochigen Beine. Die Hände, die Haut, das Gesicht der Alten waren verschrumpelt und verrunzelt, so daß sie eine frappierende Ähnlichkeit mit einem überdimensionalen Zwetschgenweib hatte. Sie wirkte wie ein Gespenst, eine Mumie, die ihren Sarkophag verlassen hatte.

Die Haut, die ihre Knochen bedeckte, war braun und ledrig, ausgedörrt und hart.

Sie trug das wunderschöne schwarze Haar hinter dem Kopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und darin steckte eine kleine schwarze Samtschleife.

*

Das Gespenst stieß Cynthia O'Donell beiseite. Die Augen in dem reglosen, eingeschrumpften Gesicht glühten in wildem, verzehrendem

Feuer.

Da konnte Cathy Francis nicht mehr an sich halten. Sie ließ einen gellenden, markerschütternden Schrei los, der schaurig durch den Keller hallte.

*

Cynthia O'Donell flog durch die Wucht des Schlags gegen die Wand, hielt die bedrohlich flackernde Lampe senkrecht und schaffte es, daß sie nicht ihren zitternden Fingern entglitt.

Die Wirtsfrau und der benommene Mister Lumnick starrten auf Cathy Francis.

Die warf sich herum, achtete weder auf das seltsame Paar noch auf das zum Leben erwachte Gespenst und jagte den Weg zurück, den sie gekommen war. Wie von Furien gehetzt, rannte sie durch die Dunkelheit, erreichte die Leiter und kletterte nach oben.

Cathys Herz schlug rasend schnell, ihr ganzer Körper war schweißbedeckt.

Sie erreichte die Küche, riß die Tür zur Wirtsstube auf und lief durch die Finsternis auf die Treppe zu. Angst und Grauen erfüllten sie, und sie hatte das Gefühl, daß die Finsternis um sie herum lebe und atme, daß tausend Augen ihre Flucht beobachteten.

Sie schrie nach Stan Falkner, ihre Stimme hallte durchs ganze Haus.

Sie wußte nicht mehr, wie sie durch die Küche, die Gaststube und die Treppen hochgekommen war. Sie riß die Tür zu Stans Zimmer auf, warf sich auf ihn und schüttelte ihn wach.

Falkner begriff im ersten Moment gar nicht, was war.

Es sprudelte nur so über Cathys Lippen.

Sie warf alles durcheinander und wiederholte x-mal, was sie gesehen hatte.

Stan Falkner war im nächsten Augenblick nüchtern.

»Das gibt's doch nicht!« entfuhr es ihm.

»Es ist wahr, Stan… jedes Wort… wir müssen weg von hier. Ich bleibe… keine Sekunde länger in diesem Haus!«

»Nun mal langsam, Baby… ich sehe mir das mal an!«

Er erhob sich und drückte sie aufs Bett. »Bleib hier. Ich bin gleich wieder zurück!«

»Aber Stan…«

»Keine Widerrede, du bleibst hier! Ich nehme den Spuk unter die Lupe!«

Mit diesen Worten griff er nach dem Morgenmantel, der über dem Fußende seines Bettes hing, schlüpfte hinein und lief zur Tür.

Cathy Francis ließ sich aufs Bett fallen. Sie war innerlich völlig

aufgewühlt, schluchzte und nagte an ihrer Unterlippe, bis sie blutete.

War das alles nur ein böser Traum?

Nein! Sie war wach. Sie fühlte den Schmerz, wenn sie fest auf ihre Lippen biß.

Cathy richtete sich auf. In ihrem Innern herrschte vollkommenes Durcheinander. Wie gut, sagte sie sich, daß Stan nicht volltrunken gewesen war, daß er schnell begriffen hatte, worum es ging…

Eine Hitzewelle durchflutete sie, als ob sie Fieber hätte.

Sie streifte den wärmenden Mantel ab und fuhr sich fahrig durch die Haare.

Schweiß perlte auf ihrer Stirn.

Die Londonerin lief zum Fenster und öffnete es völlig. Kalt und schneidend war die Nachtluft, die ihr erhitztes Gesicht traf.

Sie schloß die Augen und atmete tief durch.

Dann veränderte sich ihr Gesichtsausdruck plötzlich.

Sie vernahm ein Geräusch. Ein fernes, lockendes Singen schwebte über die stillen Wasser, sphärenhafte Klänge drangen in ihr Bewußtsein.

Sie hielt überrascht den Atem an.

Ihre Augen, halbgeöffnet, starrten in die Ferne, wo das sich kräuselnde, dunkle Meer mit dem schwarzen Himmel eins wurde.

»Komm«, schien es zu singen. »Komm zu uns… wir warten auf dich… du wirst Dinge zu sehen bekommen, die nie eines Menschen Auge schaute… du bist auserwählt, bei uns zu sein… und du wirst reich beschenkt zurückkehren… komm zu uns!«

Es sang und klang in ihr, und sie hatte das Gefühl, in ihrem Körper würden Saiten angeschlagen, die nie zuvor zum Schwingen gebracht wurden.

Sie fühlte sich seltsam leicht und beschwingt, und die geheimnisvollen Töne und Stimmen, die sie zu hören glaubte, erfüllten sie wie ein süßes Gift.

Ihr Blick wanderte hinunter zur Bucht. Und da war es, als öffne ein übermächtiger Geist die Wolkendecke, so daß ein silbriger Mondstrahl über die kahlen, spitzen Felsen fiel und sich auf der Wasseroberfläche spiegelte. Wie flüssiges Silber lag das Licht auf dem Wasser. Ein seltsamer Zauber ging von ihm aus.

Cathy sah auch die Boote.

Es waren zwei.

Aber eigentlich brauchte sie nur eines, ging er ihr durch den Sinn.

Tief in ihrem Innern machte eine warnende Stimme sich bemerkbar.

Die Geschichte des alten Wirts… seine rätselhaften Andeutungen von den Geistern, die riefen, und deren Ruf man nicht widerstehen konnten…

Aber nur den Bruchteil einer Sekunde lang waren die Befürchtungen, die sie hegte. Das andere, das drängte und forderte, das ihren eigenen Willen zurückwies, war stärker.

»Ich komme«, flüsterte sie. Ihr Gesicht war seltsam verklärt. Sie wandte sich um. Sie hatte den Lockruf des »Dunklen Gottes« vernommen und eilte aus dem Zimmer, um so schnell wie möglich bei ihm zu sein.

*

Er kletterte die Leiter hinunter. Er hörte Rufe und Schritte und folgte den Geräuschen.

Es ging durch einen langen, finsteren Gang.

»Sie darf nicht zu ihm gehen, Lumnick!« Das war Cynthia O'Donells Stimme. Sie überschlug sich. Nackte Angst schwang in ihren Worten mit. »Sie wird bald ganz ihm gehören… bald ganz, o mein Gott!«

Schatten… Lichtreflexe, die geisterhaftes Leben vorgaukelten.

Eine riesige Halle. Nacktes Felsgestein. Kalte Luft. Von irgendwo wehte ein scharfer Wind durch Ritzen und Spalten, die er nicht sah.

»Nun hat sie doch alles gesehen! Was wird werden, Lumnick?« Cynthia O'Donells Stimme klang verzweifelt.

Stan Falkner lief mit wehendem Morgenmantel an vorspringenden Felssteinen und Mauernischen vorüber. Der Korridor war nichts weiter als ein Stollen, der in den Fels getrieben war und direkt zum Meer zu führen schien. Die salzige und nach Fisch riechende Luft legte Zeugnis davon ab.

Falkner stolperte. Der Boden war nicht glatt. Große Steine lagen herum. Er konnte sich abfangen, lief weiter und sprang über die Felsbrocken hinweg.

Er näherte sich den beiden Gestalten, die nur noch wenige Schritte von ihm entfernt waren und die ihn noch nicht bemerkt hatten.

Das trübe Licht, das Cynthia O'Donell mit sich trug, beleuchtete nur einen winzigen Ausschnitt des Stollens, durch den sie liefen. Weiter vorn erkannte Stan die Umrisse einer fliehenden, knochendürren Gestalt. Die mumifizierte Leiche, die mit geisterhaftem Leben erfüllt war und deren Auftauchen Cathy in allen Details geschildert hatte.

Es stimmte also doch!

Stan Falkner fühlte den dumpfen Druck im Schädel und biß die Zähne aufeinander. Er versuchte, die Dinge, die sich hier abgespielt hatten und noch immer abspielten, zu analysieren. Das Denken fiel ihm schwer.

Dieser verdammte Whisky! Er hatte doch zuviel davon getrunken.

Ganz vorn sah er das Licht in den Felsen. Darauf flog die Mumie zu. Sie hatte die Arme ausgestreckt, und ein jubelnder Aufschrei drang aus der Kehle des gespenstischen Geschöpfs.

»Aiieehh!« So klang es, hallte durch den Stollen und kehrte als mehrfaches Echo zurück.

Der Mann neben Mrs. O'Donell keuchte. Er konnte nicht mehr so schnell laufen, um die mumifizierte Leiche noch einzuholen. Da war Stan Falkner neben ihm.

Erschrocken warf Lumnick seinen Kopf herum. Der Mann aus Dublin gab einen wilden Schrei von sich und riß die Arme hoch. Stan sah es im gleichen Augenblick metallisch in Lumnicks Rechter aufblitzen.

Ein Messer, zuckte es durch Falkners umnebeltes Hirn.

Er reagierte noch, ehe er überlegte.

Seine Linke kam hoch wie von einem unsichtbaren Faden emporgezogen.

Er traf Lumnicks Unterarm, stieß gleichzeitig seine Rechte vor und traf den Mann aus Dublin so hart gegen die Brust, daß er das Gleichgewicht verlor.

Lumnick konnte sich nicht mehr abfangen.

Er taumelte, rutschte mit einem Fuß über einen Felsbrocken und stürzte. Mit dem Kopf knallte er auf einen großen Stein, blieb liegen und rührte sich nicht mehr.

Cynthia O'Donell warf sich mit einem Schrei auf ihn.

»Sie Unmensch!« schrie sie Stan Falkner an. Ihre Augen glühten, als wären sie von innen her beleuchtet.

Aus dem linken Mundwinkel lief ein dünner Blutfaden. Cynthia O'Donell drückte den blassen Kopf des fremden Mannes mit zitternden Fingern herum. Lumnicks Kopf bewegte sich, als ob er nur noch an einem hauchdünnen Faden hinge.

»O mein Gott!« stieß die kleine Frau hervor, und ihre Stimme klang furchtbar. »Was haben Sie da angestellt, Sie Unglücksrabe? Sie haben ihn getötet… Sie haben ihn umgebracht!«

*

Er konnte es selbst nicht fassen.

»Es war keine Absicht«, sagte er tonlos, neben dem Toten kniend. »Ein Unglücksfall… Sie haben es doch selbst gesehen… er wollte mich mit dem Messer anfallen… ich habe ihn nur zurückgestoßen, er ist unglücklich gefallen und…«

Cynthia O'Donell atmete schwer und blickte ihn haßerfüllt an. »Die letzte Chance… nun gibt es keine Rettung mehr!«

Sie warf einen Blick zurück zur Felsenöffnung. In diesem

Augenblick löste sich die von gespenstischem Leben erfüllte Mumie und sprang in die Tiefe.

Wie in Trance lief Falkner auf die Stelle zu. Er sah die Gestalt in die Tiefe zwischen die Felsen springen. Der ausgedörrte Körper wurde von den Wellen aufgenommen, und Falkner sah Sekunden später einen dünnen, dunklen Schatten, der durch das Wasser glitt und schließlich aus seinem Blickfeld verschwand.

Da vorn, links, lagen die Felsen und beschirmten die Bucht.

Da vorn lagen die Ruderboote… Jetzt nur noch eines…

Aber das konnte er von der Stelle, an der er stand, nicht sehen.

*

Er wollte den Weg zurückgehen, sich mit Cynthia O'Donell aussprechen und vor allen Dingen die rätselhaften Vorfälle zur Sprache bringen, die sich hier abspielten.

Aber dazu kam er nicht mehr.

Die Felswand zu seiner Linken enthielt mehrere größere Einbrüche. Dort in der Dunkelheit konnte jemand sich gut verstecken.

Und von dort kamen jetzt zwei Gestalten und stellten sich ihm und Cynthia O'Donell in den Weg.

Es waren zwei Männer, beide groß und kräftig, der eine ein dunkler Typ mit einer prachtvollen Glatze, der andere blond mit breiten Schultern und schmalen Hüften.

*

Sie ruderte.

Sie war nur in ein hauchdünnes Nachtgewand gehüllt und spürte dennoch nicht die eisige Luft, die über dem glitzernden Wasser lag.

Cathy Francis folgte dem Ruf. Sie war mitten auf dem Meer und kam erstaunlich schnell vorwärts. Es kam ihr vor, als ob hin und wieder sie jemand anstieße, als ob das Boot auch dann gleichmäßig vom Fleck käme, wenn sie die Ruder nicht ins Wasser tauchte und sich ausruhte.

Sie warf einmal einen Blick über den Bootsrand.

Und da sah sie etwas, was sie unter normalen Umständen zu Tode erschreckt hätte, was sie jedoch jetzt wie in Trance wahrnahm.

Da, hinter dem Boot, schwamm wirklich jemand her…

Das Wesen, dessen nackte, grüne Arme aus dem Wasser ragten, konnte man fast noch als Mensch bezeichnen.

Es hatte einen Menschenkopf, der ebenfalls grün war, mit Haaren darauf, die wie schmieriger Tang aussahen, ein grünes Gesicht und hervorquellende Fischaugen. Ein unappetitlicher Geruch stieg von

dem Wesen auf, das sie mit zufriedenem Gesichtsausdruck begleitete, das hin und wieder mal eintauchte und dann ein wohliges Grunzen von sich gab.

Was da neben ihr herschwamm, war ein Mittelding zwischen Fisch und Mensch und hatte Ähnlichkeit mit dem fettleibigen Wirt Andrew O'Donell.

*

Sie fürchtete sich vor nichts. Noch immer hörte sie die lockenden Rufe und konnte ihnen nicht widerstehen.

Sie ruderte kräftiger als zuvor, als sie zu ahnen begann, daß ihr Ziel unmittelbar vor ihr lag.

Die Wolkendecke war nicht mehr so dicht. Vereinzelt tauchten zwischen den aufreißenden Wolken Sterne auf und ergossen ihr fernes, kaltes Licht auf die nächtliche See.

Nebel umwogten sie wie Geisterfinger, berührten sie, und sie nahm diese Berührung wahr, als ob es Hände wären, die aus dem Dunkeln über ihre Schultern, ihre Arme und Beine fuhren.

Dann erblickte sie die großen dunklen Schatten, die sich vor ihr aus dem Meer schoben. Das Wasser sprudelte. Eine Insel entstand vor ihr. Links und rechts wie zwei riesige Bleistifte ragten zwei massige, uralte Türme aus der See, und zwischen den Türmen stieg ein gigantischer Kopf empor, dessen Umrisse sie nur wahrnahm. Beim Näherkommen erst registrierte sie Einzelheiten.

Wie ein Hügel wölbte sich der phantastische Schädel mit den leeren Augenhöhlen vor ihr empor. Wie ein Wuschelkopf wirkte das Gespinst aus dicken, fleischigen Fasern und Ästen, das sich über der Augenpartie ausbreitete.

Aus den vorgewölbten Augenbrauen wuchsen lange, peitschenähnliche Schnüre, die wie Pendel hin und her schwangen.

Statt eines Maules dehnte sich ein riesiges schwarzes Loch vor der einsamen nächtlichen Bootsfahrerin aus. Ein schwarzer, gähnender Schlund, über den sich der phantastische, erschreckende Schädel wie eine Brücke wölbte.

Aus der unbekannten dunklen Welt kamen die verführerischen Töne, die jede einzelne Pore ihres Körpers zu durchdringen schienen.

Cathy Francis mußte schlucken und konnte kaum noch atmen.

Die Tatsache, daß im Bruchteil eines Augenblicks diese Alptraumlandschaft aus der tiefen See aufgestiegen war, erfüllte sie mit Grauen. Am liebsten wäre sie ins Wasser gesprungen und mit bloßen Händen in die Bucht zurückgeschwommen. Aber ein viel stärkerer Zwang, der noch heftiger war als die Panik, die sie zittern ließ, veranlaßte sie zum Bleiben.

»Es ist nicht das, was du jetzt siehst«, wisperten die zarten, vertrauten Stimmen. »Ein abschreckendes Bild… es muß so sein… nicht jeder ist geladen, die wahre Schönheit des Palastes zu erschauen, die Schätze zu bewundern, die in Hunderten von Jahren in die Schatzkammern des ›Dunklen Gottes‹ flossen, komm, komm zu uns… und du wirst sehen, was wir für dich bereithalten.«

Die Stimmen waren stärker und überzeugten.

Cathy war kein ängstlicher Mensch. So leicht konnte sie nichts abschrecken. Dieses Schreckensbildnis aus dem Meer, dieser berggroße Schädel… das war schon starkes Kaliber und würde jeden anderen, der sonst nichts wußte, in die Flucht schlagen.

»Komm…«, raunte es von überallher.

Und sie kam!

Sie tauchte das Ruder ein und zog es durch. Das Boot glitt auf die dunkle Öffnung zu und wurde von ihr geschluckt.

Nur eine einzige Sekunde noch vernahm Cathy Francis die Vielzahl der herrlichen Stimmen. Wer so singen konnte, was so klang, konnte nicht schlecht sein.

Welch eine Melodie!

Cathy Francis glaubte zu schweben, von der Schönheit und der Gewalt der Stimmen davongetragen zu werden. Wohlige Schauer flossen über ihren Rücken.

Doch abrupt war das Wohlsein verschwunden, und nackte, namenlose Furcht griff wie eine eisige Hand nach ihrem Herzen und preßte es zusammen.

Und sie begann zu schreien, als sie sah, woher die Stimmen wirklich kamen…

*

»Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?« Cynthia O'Donell wich schreckensbleich zurück. Ihre Blicke gingen abwechselnd von einem zum anderen der fremden Männer.

»Sie brauchen keine Angst vor uns zu haben, Madam«, sagte Hellmark mit ruhiger Stimme. Er lächelte. Es war schwierig, dieser Frau und dem jungen Mann zu erklären, wo sie herkamen.

Auch das Wie klarzumachen, fiel ihnen nicht leicht.

Björn suchte nach einer Möglichkeit zwischen Wahrheit und Erfindung. Er berichtete davon, daß sie gegen ihren Willen entführt und an einen Ort gebracht wurden, den sie nicht näher kannten.

Hier in der Dunkelheit des Stollens wären sie zu sich gekommen. Allerdings wüßten sie jetzt noch nicht, wo sie eigentlich sich befänden.

Mit belegter Stimme gab Cynthia O'Donell ihnen zu verstehen, daß

sie in Irland wären, auf dem Loop Kap.

Hellmark, der fließend Englisch sprach, suchte das Gespräch mit der Wirtsfrau und ließ keinen Zweifel daran, daß sie schon eine ganze Weile wach in den stockfinsteren Felsnischen ausharrten und die Dinge beobachteten, die sich abgespielt hatten.

Die Flucht des gespenstischen Wesens war ihnen ebensowenig entgangen wie die seltsame Reaktion der Frau und die Auseinandersetzung zwischen Stan Falkner und Rodney Lumnick, der zu Tode gekommen war.

Björn Hellmark und Rani Mahay waren äußerst vorsichtig und beobachteten die beiden Menschen genau. Sie hatten nicht vergessen, was Amana ihnen sagte, bevor sie das magische Ritual durchführte. Die Wahrscheinlichkeit, daß finstere Mächte den Übergang beeinflußten und sie in eine schwierige Situation brachten, war groß. Darauf waren sie beide gefaßt.

Waren Cynthia O'Donell und Stan Falkner Menschen? Wurde den beiden in der Diesseitswelt wiedererwachten Freunden ein Trugbild vorgegaukelt? Was für eine Bedeutung hatte das Wesen, das den Sprung in die Tiefe gewagt und von der Flut aufgenommen worden war?

Björn hatte es genau gesehen: die ausgedörrte Mumie hatte nicht geatmet.

Was ging hier vor?

Waren Cynthia O'Donell und Stan Falkner in den Bann böser Mächte geraten? Wußten sie selbst nichts mit den Dingen hier anzufangen, die sich ereigneten?

Was für eine Rolle spielte Rodney Lumnick?

Hellmark war neben dem Toten in die Hocke gegangen und interessierte sich besonders für den Gegenstand, von dem Falkner behauptete, daß Lumnick ihn damit hatte angreifen wollen.

Es war ein stumpfer Gegenstand, blank geschliffenes Holz, das mit zahlreichen geheimnisvollen Zeichen bedeckt war. Ein säuerlicher Geruch stieg von dem Holz auf, das offenbar in einer Beize gelegen hatte und sich klebrig anfühlte.

»Was ist das?« fragte Björn leise.

»Damit wollte er Eliza retten«, sagte Cynthia O'Donell dumpf.

Zwischen Björns Augen entstand eine steile Falte. »Wer ist Eliza?«

»Meine Tochter. Wir sind ihr gefolgt. Sie hat heute abend früher als gewöhnlich ihre Kammer verlassen. Sie ist ein bedauernswertes Geschöpf…« Cynthia O'Donell fuhr sich durch ihr zerzaustes Haar. Sie machte einen niedergeschlagenen und abwesenden Eindruck. »Das schrecklich anzusehende Wesen, das Sie vorhin durch den Stollen eilen sahen, das Wesen, das aussah wie eine vertrocknete Leiche – ist meine Tochter Eliza, und sie ist zwanzig Jahre alt…!«

*

Sie blickte abwesend in eine unwirkliche Ferne.

»Vor vierzig Jahren begann das Unheil…«, fuhr sie fort und schien überhaupt nicht zu merken, daß sie sprach, schien die Männer, die um sie herumstanden, gar nicht mehr wahrzunehmen. »Wir leben seit fünfzig Jahren hier, und nie ist etwas passiert. Weil wir die Gesetze beachteten und uns danach richteten. Dem Vater meines Mannes – dessen Vater wiederum war nie etwas passiert. Die O'Donells waren mit dem Grauen groß geworden, und sie ließen es links liegen. Eliza aber, unsere einzige Tochter, übertrat eines Tages die Hausgesetze der O'Donells. Was sich dort draußen in bestimmten Nächten abspielte, das interessierte sie doch stark. Und so ließ sie trotz strengsten Verbotes eines Abends das Fenster ihrer Kammer offen stehen. Es war die Nacht, die die O'Donells stets mieden, wo sie ihr Haus wie eine Festung absicherten, wo sie Fenster und Türen verbarrikadierten und sich ganz still verhielten.

Auf diese Weise erhielten sie sich stets ihre Freiheit. Durch Elizas Verbotsübertritt änderte sich das in dieser Generation. Sie vernahm den Lockruf des Dunklen Gottes und folgte ihm. Sie stieg in ein Boot und fuhr zur Gruft, wo der Herr der Tiefsee auf sie wartete. Andrew folgte ihr nach, als er merkte, was geschehen war. Er setzte sein eigenes Leben aufs Spiel, aber das war ihm egal. Eliza war sein Augapfel, sie liebte er mehr als sein Leben. Es gelang ihm noch, Eliza in jener Nacht zurückzuholen. Aber sie war nicht mehr so wie vorher. Sie hatte den Dunklen Gott gesehen. Und wer ihn einmal erblickt, der ist verloren.

Das Leben wich von ihr, sie verlor von Tag zu Tag mehr Substanz, als ob ihre Energie auf geheimnisvolle Weise abgezapft würde. Nacht für Nacht kehrte dieses Leben wieder, aber Elizas Jugend und Schönheit waren dahingegangen. In einer Kammer im Keller schlossen wir sie ein und hofften, daß irgendwann doch noch mal alles gut werde.

Auch mit Andrew ging eine seltsame Verwandlung vor sich. Seine Haut wurde grün, stundenweise zeigten sich in der Nacht Schwimmhäute zwischen Fingern und Fußzehen, als ob er sich in ein Meerwesen verwandle. Die Nächte schrie er und wollte hinaus. Und dann konnte nichts mehr ihn halten. Er benutzte den alten Stollen durch den Felsen, in dem wir uns jetzt befinden und den seine Vorfahren einst ausbauten, um ihn eventuell als Fluchtweg zu benutzen. Denn hier, jenseits der Bucht, ist der Ruf des Dunklen Gottes nicht zu hören.«

Ihre Stimme war leise geworden, und sie sah sich plötzlich

erschreckt um, als würde ihr erst jetzt bewußt, was sie gesagt hatte, was sie eigentlich gar nicht hatte sagen wollen.

»Wer ist der Dunkle Gott?« wollte Björn wissen. Der blonde Deutsche stand der kleinen Frau gegenüber und legte ihr beruhigend die Rechte auf die Schulter. »Wir möchten Ihnen gern helfen«, sagte er mitfühlend. »Aber es ist notwendig, daß Sie uns noch mehr erzählen. Was ist das für ein Fluch, der auf diesem Haus liegt?«

»Es ist kein Fluch, Mister. Das haben Sie falsch verstanden. Irland ist das Land der Geister, der Feen, der Kobolde. Es gibt gute und böse Kräfte, und sie manifestieren sich an irgendwelchen Orten in irgendeiner Form. An den Kräften selbst kann man nichts ändern, man kann lediglich verhindern, daß sie einen in ihren Bann ziehen. Wer der Dunkle Gott ist? Ich weiß es nicht. Er hat keinen Namen. Er ist so alt wie die Menschheit oder gar noch älter. Er existiert, so lange ich zurückdenken kann. Seine Macht ist groß, und man soll seinen Zorn nicht herausfordern.«

Björn zeigte ihr das blankgeschliffene Hölzchen, das Lumnick in den Fingern gehalten hatte. »Was wollte er damit? Vielleicht können wir nachholen, was versäumt wurde?«

»Nicht mehr in dieser Stunde. Rodney Lumnick war ein Mann, der sich mit okkulten Forschungen befaßte. Ich hatte über ihn in der Zeitung gelesen und ihn hierher gebeten, nachdem ich ihm mein Problem anvertraut hatte. Er kannte Kräuter und Essenzen, mit denen er glaubte, die Kraft des Dunklen Gottes zurückdrängen zu können. Eliza sollte wieder Jugend und Schönheit gewinnen. Mit diesem Holzstab, den er für diese Nacht vorbereitet hatte, wollte er ihren Körper ritzen und die Abwehrkräfte stärken.«

»Was ist an dieser Nacht besonders, Misses O'Donell? Sie betonen das ›dieses‹ so auffallend?«

»Heute vor zwanzig Jahren kam es zu dem grauenvollen Ereignis. Es ist eine besondere Nacht, und ich fürchte, daß Eliza vielleicht doch für immer dort bleiben wird, wo sie hingehört, und daß auch Andrew nicht wieder zurückkehrt. Sein Kampf gegen die furchtbare Veränderung war vergebens. Er fühlte sich zu dem Dunklen Gott ebenso hingezogen wie zu den Menschen. Er wehrt sich dagegen, das Tageslicht zu meiden, das ihn schmerzt und ihm Schwierigkeiten bereitet. Nachts weiß er nichts mehr von seinem Menschendasein. Da ruft ihn das Meer. Da ist er bei seiner geliebten Eliza und erkennt ihre wahre Gestalt nicht.«

»Und am Tag kehrt er hierher zurück?« warf Rani Mahay ein, der sehr ernst und nachdenklich ausschaute.

Sie nickte. »Bisher ja. In der letzten Zeit hat sich sein Zustand allerdings merklich verschlechtert. Der Dunkle Gott will ihn ganz bei sich haben, er scheint das grausame Spiel, das er mit Eliza und

Andrew treibt, nun offenbar beenden zu wollen. Ein Kapitel des Grauens geht zu Ende.«

»Und es wird vielleicht ein neues geschrieben«, murmelte Hellmark, dem die mysteriösen Dinge nicht aus dem Kopf gingen.

»Wie meinen Sie das?«

»Es ist eine besondere Nacht. Der Dunkle Gott hat gerufen. Ihre Tochter ist dem Ruf gefolgt.«

»Ja. Nur Frauen hören ihn. Die Männer, die aber versuchen werden, ihre Frauen oder Töchter zurückzuholen, werden ebenfalls ein Opfer des Dunklen Gottes, auch wenn er sie nicht in seinem Reich haben will.«

»Cathy!« entfuhr es Stan Falkner da unvermittelt – und aller Augen richteten sich auf ihn.

»Das Fenster im Zimmer – es war nicht ganz geschlossen, sie wird doch nicht…«

Er warf sich herum und begann plötzlich davonzulaufen.

»Wo wollen Sie hin?« rief Cynthia O'Donell ihm nach, aber er gab keine Antwort mehr. Da erst schien sie sich zu erinnern, daß Cathy Francis, die die geheimnisvollen Vorgänge entdeckte, welche ihnen eigentlich verborgen bleiben sollten, gar nicht unter ihnen weilte.

Cynthia O'Donell fuhr zusammen, als hätte ein Peitschenschlag sie getroffen.

Sie lief dem ins Haus Davoneilenden nach und sah ihn die Treppe emporrasen. Björn Hellmark folgte ihm auf den Fersen.

Die Tür stand auf! Das Fenster war sperrangelweit geöffnet!

»Caaathhyyy!« rief Stan Falkner verzweifelt, und sein Schrei hallte schaurig durch das Haus.

Cathy Francis war verschwunden! Ein Ruderboot unten in der Bucht ebenfalls!

Nur mit Pyjamahose und Morgenmantel bekleidet, jagte er auf die Terrasse hinaus und stürmte die steilen Stufen nach unten.

»Cathy?«

Die Gerufene gab keine Antwort.

Stan Falkner stürzte auf das Boot zu. Er war wie von Sinnen und schien nur noch von dem einen Gedanken besessen, seine Begleiterin zurückzuholen.

Er schob das noch bereitstehende Boot vom felsigen Strand ins Meer, watete durch das eiskalte Wasser, kroch dann ins Boot und griff sofort in die Riemen.

»Der Ruf! Sie hat ihn gehört. Ich muß sie zurückholen. Sie darf nicht so werden wie Eliza O'Donell!«

*

Hellmark sprang ins Boot. Mahay tauchte am Ufer auf.

»Bleib wo du bist, Rani!« rief der Deutsche zurück. »Ich begleite ihn. Wir suchen Cathy Francis. Bleib im Haus und versuche mehr über den Dunklen Gott und das Schicksal der O'Donells zu erfahren!«

»Und wann bist du zurück?« fragte der massige Inder, dem diese Entscheidung nicht gefiel.

»Mit der nächsten fahrplanmäßigen Fähre, Rani!«

»Wenn du bis zum Morgengrauen nicht da bist, mach ich mich auf die Suche.«

»Kommt nicht in Frage, so lange wir nicht wissen, was hier wirklich gespielt wird. Ich werde schon eine Möglichkeit finden, dir eine Nachricht zukommen zu lassen.«

*

Wie Schatten aus der Nacht kamen sie lautlos heran.

Sie kannten das Haus genau. Schließlich beobachteten sie es seit Tagen.

Unten in der Wirtschaftsstube flackerten mehrere Öllichter.

Ein kahlköpfiger Mann und eine kleine, dunkelgekleidete Frau saßen an einem klobigen Tisch. Der Dunkelhäutige schnitt sich eine dicke Scheibe Brot ab und belegte sie nicht minder dick mit Wurst. Das ungleiche Paar unterhielt sich angeregt miteinander.

Die drei geduckt gehenden Geschöpfe passierten lautlos die Fensterreihe und suchten die linke Seite des Hauses auf. Hier nahmen sie eine Leiter, die neben dem Schuppen lag, und stellten sie auf.

Eine der dunklen Gestalten kletterte nach oben, erreichte das Dach und zog sich über die alten Ziegel auf eine Klappe zu, die spaltbreit geöffnet war.

Lange, dunkelgraue Finger streckten sich nach der Klappe aus und hoben sie leise weiter an. Der Kletterer schob die Dachluke ganz zurück, richtete sich dann auf und gab ein lautloses Zeichen nach unten. Seine beiden Begleiter schafften daraufhin die Leiter wieder weg und verschwanden ebenso lautlos in der Nacht, wie sie gekommen waren.

Der auf das Dach der Loop Head Inn gestiegen war, wandte sich der Dachluke zu, griff links und rechts an die Umrandung und schwang sich nach innen. Seine Beine baumelten in halber Höhe in den stockfinsteren Dachboden. Die Hände des Eindringlings umspannten immer noch die Randbefestigung, und die Ziegel zu beiden Seiten klapperten, als er sich losließ und auf den Dachboden sprang.

Seine die Nacht durchbohrenden Augen hatten genau eine Stelle ausgemacht, wo er aufkommen konnte, ohne irgendwelches Gerät

oder andere auf dem Dachboden deponierte Gegenstände umzuwerfen.

Mit dumpfem Geräusch kam der Eindringling auf.

*

Rani Mahay hielt mitten im Wort inne. Er lauschte.

»War da nicht ein Geräusch?« fragte er, unwillkürlich einen Blick zur Decke werfend.

»Schon möglich«, entgegnete Cynthia O'Donell desinteressiert, und sie schien mit ihren Gedanken ganz woanders zu sein. »Das wird der Wind gewesen sein. Er säuselt manchmal im Gebälk.«

Rani lauschte noch immer. Das Geräusch trat nicht wieder auf.

So setzten sie ihr Gespräch fort, und der Inder erfuhr Einzelheiten über die Familie, lauschte der Erzählung der Wirtsfrau, die über die Tradition dieses alten Hauses sprach und lauschte doch hin und wieder auf eventuelle Geräusche im Haus.

Sie ahnten beide nicht, daß droben auf dem Dachboden sich ein Wesen verbarg, dessen graugrüne Haut feucht schimmerte, dessen hervorquellende Augen in der Dunkelheit sehen konnten und von dem ein penetranter Fischgeruch ausging.

Es war eine Gefahr im Haus, von der sie beide nichts wußten.

*

Es war ein Alptraum!

Cathy Francis hatte das Gefühl, ihr würde die Haut bei lebendigem Leib abgezogen, so schrecklich waren die Eindrücke, die sie empfing.

Im glosenden, geisterhaft grünen Licht der Gruft rasselte es, als ob riesige Lungen atmeten.

Röcheln, Keuchen und dumpfes, kicherndes Lachen mischten sich und kamen von allen Seiten auf sie zu.

Das Innere der Höhle war wie ein Schlund, der hechelte, der sich bewegte. Fettige, großporige Haut schmatzte und quoll an den Wänden ringsum und sah aus wie rohes, mürbes Fleisch, das sich langsam in Bewegung setzte.

Aus dem Fleischbrei stiegen manchmal dünne Gliedmaßen empor, die aussahen wie Fühler und dann wieder verschwanden.

Cathy Francis schrie wie von Sinnen und konnte nicht aufhören zu schreien, als ein Teil des fleischfarbenen Kolosses von der Innenwand der gruftartigen Höhle herabglitt und ins Wasser tauchte, das aufschäumte, als hätten unsichtbare Hände eine Chemikalie hineingeschüttet.

Cathy Francis wußte nicht, woher sie die Kraft noch nahm, jetzt zu

handeln.

Sie war hellwach – und hoffte doch, zu träumen. Aber es war kein Traum. Sie befand sich in der Gruft, von der Andrew O'Donell berichtet hatte. Sie hatte den Lockruf vernommen – und war ihm gefolgt.

Ihre Angst vorhin war unterdrückt worden durch die wohlklingenden, lockenden Stimmen.

Sie erinnerte sich jetzt genau an jede Einzelheit und war zornig über sich selbst, daß sie betörenden Gedanken freien Lauf gelassen hatte.

Die Stimmen kamen aus dem Berg zusammenhängenden Fleisches, der sie von allen Seite einkreiste, und dort, wo er sich löste, nackten, feuchtschimmernden Fels zurückließ.

Und die lockenden Stimmen waren keine lockenden Stimmen, sondern widerliches Schmatzen und Gurgeln, hechelndes Atmen und Keuchen und kicherndes Lachen, das aus jeder Pore der rohen Fleischmasse zu dringen schien.

Der Ausgang war versperrt!

Ein breiter Streifen rot-grün schimmernden Fleisches lag zwischen ihr und dem Ausgang, und sie ruderte wie irrsinnig darauf zu.

Sie stemmte sich gegen die Ruder und ruderte in Gegenrichtung. Für eine Sekunde stand das Boot still.

Aber der rötlich-grüne Fleischbrei kam auch jetzt von links. Wie ein langer, überdimensionaler Arm ragte ein Teil dieses unfaßbaren halbflüssigen Körpers ins Wasser, glitt auf das Boot zu und erreichte es. Es gab einen dumpfen Klang und einen Stoß gegen die Außenwand.

Cathy Francis hörte sich nur noch schreien.

Um dem Zugriff dieser unheimlichen, offensichtlich denkenden Masse zu entkommen, nutzte es nun nichts mehr, daß sie ruderte. Sie kam nicht mehr vom Fleck. Mehrere schleimige, tentakelartige Auswüchse rutschten über den Bootsrand.

Es machte plopp…

Cathys Körper verkrampfte sich. Ihre Hände schlossen sich eng um die Ruderstange, daß ihre Knöchel weiß hervortraten.

Sie saß stocksteif da und konnte nichts anderes tun als schreien.

Das Wispern und Keuchen drang aus den feuchtschimmernden Poren und sie hatte das Gefühl, von tausend Augen angestarrt zu werden. Der Brei zuckte ein Stück, groß wie ein flaches Kopfkissen, löste sich von ihm, schob sich schmatzend und klebrig an der Bootsinnenwand herunter, schmiegte sich an die Planken an und rutschte über die Bank, als wäre dieses Stück wie ein Tausendfüßler mit unzähligen winzigen Beinen ausgestattet.

Da verlor Cathy die Nerven.

Sie sprang auf. Das Boot schwankte beträchtlich. Cathy Francis wich zum äußersten Ende zurück, riß die Hände vors Gesicht und verbarg ihre Augen als könne sie damit das, was sie sah, auslöschen.

Über den linken Bootsrand glitt ein weiteres Teil des Scheusals, und penetranter Fischgeruch schlug ihr entgegen.

Das Boot vor ihr war besetzt. Die Innenseiten, der Fußboden und die Bank waren nicht mehr zu sehen.

Das Ungeheuer… oder der Dunkle Gott… oder was immer es sein mochte, drängte sie in die Enge.

Cathy stierte mit weit aufgerissenen Augen auf den lebendigen Teppich, der sich ihr entgegenwälzte und ihre Fußzehen erreichte.

Wie ein Stromstoß ging es durch ihren Körper.

Die Berührung brannte und schmerzte sie, als würde ätzende Säure sie berühren.

Gleichzeitig hatte sie das Gefühl, festgehalten zu werden.

Mehrere Zentimeter des Breis schluckten förmlich die drei vorderen Zehen ihres linken Fußes.

Vor ihrem geistigen Auge stieg ein Schreckbild auf.

Das unförmige, gestaltlose Wesen aus der unbekannten Tiefe der See wollte sie verschlingen.

Durch den körperlichen Kontakt mit dem wispernden, schleimigen Etwas sah sie plötzlich Bilder in sich aufsteigen, die sie weder durch ihre Augen empfing noch durch ihre eigenen Gedanken produzierte.

Für den Bruchteil einer Sekunde war sie verbunden mit dem Willen eines Wesens, das nicht sein durfte und das doch existierte und älter war als die Menschheit.

Wie im Rausch verschwamm alles vor ihren Augen.

Sie sah es auf dem riesigen Leib, der sich vor und neben dem Boot auftürmte, wimmeln. Dort regte es sich.

Panik befiel ihr Herz.

Diese Fleischmasse bestand aus tausenden menschlicher Leiber, die dort gefangen waren, die gierig nach ihr griffen, die sich in dem Brei wälzten. Sie waren Teil dieser rohen, unförmigen Masse und bildeten sie.

Und Cathy Francis begriff: wenn das lockere, klebrige Gewebe sie vollends umspülte, würde auch sie ein Teil dieses gewaltigen, furchteinflößenden Körpers sein!

*

Aber noch war sie es nicht.

Und alles in ihr wehrte sich gegen das Entsetzen, das sie packte und völlig lähmen wollte.

Sie riß sich los aus der eisigen Umklammerung der Furcht.

Sie gab sich einen Ruck, zog ihr Bein weg und mußte dabei eine Kraft aufwenden, die sie selbst verwunderte.

Cathys Fuß schnellte unter der schleimigen Rohmasse hervor, ehe die fest zupacken und sich festsetzen konnte. Dabei kriegte Cathy das Gefühl nicht los, als könne dieses Ungetüm, das einzelne Teile von sich separat auf den Weg schicken konnte, dem Grauen ein schnelles und abruptes Ende bereiten. Doch darauf kam es der Bestie nicht an.

Sie wollte die Angst, wollte das Grauen, die Folter des Menschenwesens. Cathy Francis war zu einem Spielzeug geworden. Hier wurde ein Katz- und Mausspiel veranstaltet, um die Gier der Bestie nur noch weiter anzustacheln.

Cathy Francis blieb keine andere Wahl. Sie handelte, ohne zu überlegen.

Sie ließ sich einfach nach hinten fallen, ehe das schmierige, fleischige Etwas abermals nach ihr schnappen konnte.

Das Wasser spritzte auf, als sie eintauchte.

Mit hastigen Schwimmbewegungen stieg sie wieder in die, Höhe, prustete, spie das geschluckte Wasser aus und schwamm tiefer in die Höhle hinein, die von Andrew O'Donell als Gruft bezeichnet worden war.

Wie recht er damit gehabt hatte! Das war eine Gruft!

Wer immer hierher gekommen war, blieb zurück und wurde zu einem Teil dieses schrecklichen Leibes.

Sie konnte das kaum fassen, und ihr Verstand wehrte sich gegen diese Vorstellung. Doch sie hatte es mit eigenen Augen gesehen, so daß es nicht den geringsten Zweifel gab.

Cathys Körper war völlig verkrampft. Wie von Sinnen schwamm sie auf den Felsen zu, der wie eine bizarre kleine Insel vor ihr aus dem Wasser ragte, und der vorhin ebenfalls ein ›Ruheplatz‹ des halbflüssigen Etwas war, ehe es ins Wasser plumpste.

Sie warf einen ängstlichen Blick hinter sich.

Die rohe Masse floß schnell heran und verdrängte schäumend und schmatzend das Wasser.

Cathy Francis' Zähne schlugen vor Kälte und Grauen aufeinander.

Sie griff mit zitternden Fingern nach dem schwarzen, glitschigen Gestein und rutschte ab. Ihr unheimlicher Verfolger glitt näher.

Die junge Frau riß ihre ganze Kraft zusammen, kroch bäuchlings auf den Felsen zu und zog sich darüber hinweg.

Sie warf keinen Blick mehr zurück. Nur ein Gedanke noch hatte in ihr Platz: Weg von hier, irgendwo einen Unterschlupf suchen und den Augenblick abwarten, wo das schauerliche Meeresungetüm untertauchte und den Weg zum Ausgang freigab.

Sie mußte ausharren, mußte hier in der Höhle ein Versteck finden. Solange sie lebte und atmete und Herrin ihres Willens war, konnte

man nicht sagen, daß es keine Chance mehr gab.

So leicht würde sie nicht aufgeben und alles an Kräften einsetzen, was sie mobilisieren konnte.

Cathy erklomm den Felsen und rappelte sich hoch. Ihre Glieder waren schwach, und sie hatte das Gefühl, ihr Körper sei schwer wie ein Sack. Ihr Herz pochte dumpf und schmerzhaft.

Ihre Augen hatten sich an die glosende Dämmerung gewöhnt.

Cathy taumelte über den flachen, unebenen Felsen und lief auf die hinterste Wand der Gruft zu. Sie sah an dieser Wand ein schmales Felsband wie eine Galerie abstehen. Wasser spülte an die mit Algen übersäte Wand.

Zwischen der kleinen Felseninsel und der Felsengalerie befand sich ein etwa zwei Meter breiter Streifen Wassers. Den übersprang sie einfach und kam auf der umlaufenden Galerie an.

Die Engländerin fing sich auf, preßte sich mit dem Rücken gegen die Felswand und starrte in die Höhle, wo das Ungetüm sich wieder ausdehnte. Es nahm Besitz von aus dem Wasser ragenden Felsspitzen und den Wänden ringsum, kroch schmatzend über die gewölbte Decke und glitt von dort aus herab, an der Wand entlang, an der die junge Frau zitternd stand.

Cathy Francis lief nach links. Die Wand war nicht völlig glatt. Sie war wellig, es gab Löcher und Spalten in ihr. In eine kroch sie kurzerhand hinein, um sich vor dem Ungetüm in Sicherheit zu bringen.

Kalte, feuchte Wände umringten sie. Das Loch, in das sie gekrochen war, stellte sich als ein Stollen heraus, der noch tiefer in die Felswand führte.

Dann Treppen?!

Cathys Hirn arbeitete wie im Fieber.

Dies war ein Verbindungsgang in einen der massigen Türme, die sie links und rechts des unfaßbaren Kopfes bemerkt hatte.

Die flachen Stufen führten auf eine Plattform.

Als Cathy sie erreichte, atmete sie schnell und flach und blickte den Weg zurück, den sie gekommen war.

Sie erkannte, daß alles, was sie riskiert hatte, vergebens gewesen war.

Sie hätte es sich denken können: Ein Wesen ohne Form, halbflüssig, konnte den gleichen Weg gehen, den auch sie gegangen war.

Durch den Stollen schob sich ein langer, fleischfarbener Wurm, kroch blitzschnell die flachen Stufen hoch, teilte sich und kreiste sie von allen Seiten her ein.

Da verließen sie ihre Kräfte.

Es wurde schwarz vor ihren Augen, und sie wußte, daß sie das

grausame Spiel, dessen Regeln sie nicht kannte, verloren hatte.

*

Das Boot mit Hellmark und Falkner glitt aus der Nebelbank, und die beiden Männer sahen das phantastische Gebilde aus dem Meer ragen.

Minutenlang starrten sie darauf, und Falkner verschlug es den Atem.

Wie ein Maul wirkte der Eingang in eine düstere, unbekannte Welt. Wie Spinngewebe hingen pflanzenfaserähnliche Gebilde aus dem Kopf über dem Eingang, pendelten die lebendigen Schlangen wie Schnüre, die aus den Augen und der Stirn wuchsen, über dem Tunnel.

In den riesigen, klobigen Augen entstand für den Bruchteil einer Sekunde eine Bewegung!

Dort oben in den leeren Höhlen des alptraumhaften Gebildes lag jemand auf der Lauer.

Hellmark hatte es erblickt.

Er steuerte das Boot an die Seite, wo das felsige Ufer, in dem die Türme steckten, steil und zerklüftet anstieg.

»Warten Sie hier auf mich! Ich seh' mich mal um«, raunte er Falkner zu. »Da oben geht etwas vor. Bleiben Sie in Reichweite!« Noch ehe Stan Falkner begriffen hatte, worum es ging, sprang Björn Hellmark schon aus dem Boot und stieg das Steilufer empor, wo er guten Halt fand. Behende nutzte er vorstehende Felsen und Spalten, bediente sich sogar der herabbaumelnden, armdicken Fäden und zog sich wie Tarzan in die Höhe. Der unheimliche Kopf bestand, aus einer hornartigen Substanz und unterschied sich damit deutlich von dem Felsgestein, aus dem auch die düsteren Türme aufgeschichtet waren.

Hellmarks Sinne waren zum Zerreißen gespannt. In was für ein Abenteuer war er da geschlittert? Kaum in der Welt des Diesseits angekommen, fand er kaum Zeit, sich dort zurechtzufinden und wurde in Dinge gezogen, deren Sinn er nicht verstand.

Er kletterte über die vorspringenden, breiten Augenwülste und starrte in die eine Augenhöhle. Die Dunkelheit dort drin wogte, als würde sie atmen.

Er kniff die Augen zusammen, und es kam ihm so vor, als ob in der Dunkelheit etwas lauere.

»Ist da jemand?« fragte er mit klarer Stimme, und der Klang seiner Worte verhallte, als hätte er in eine riesige Muschel gesprochen.

*

Stan Falkner blickte in die Höhe. Es entging ihm, daß sich lautlos

und schnell das Wasser bewegte.

Es gab einen Ruck, und das Boot kenterte.

Mit einem Aufschrei wurde Falkner wie von einem Katapult über den Bootsrand geschleudert.

Und dann ging es Schlag auf Schlag.

Mehrere fleischfarbene, überdimensionale Bänder schoben sich schmatzend und gierig aus dem Wasser. Falkner wurde von einem Teil des unfaßbaren Lebewesens gepackt und in die Höhe gerissen.

Wo die schleimige, klebrige Masse ihn berührte, glaubte er, daß ihm die Haut abgeschält würde.

Die Stellen brannten wie Feuer.

Wo das rohe, krabbelnde Fleisch ihn berührte, löste sich der Stoff seiner seidig schimmernden Pyjamahose auf.

Falkner wehrte sich verzweifelt, um sich dem Zugriff der Bestie zu entwinden. Er schrie und trommelte mit den Fäusten in die breiige, zuckende Masse, in der er bis zur Hüfte steckte wie in einem lebenden Sack, der ihn verschlingen wollte.

Schon beim ersten Aufschrei warf Björn den Kopf herum und starrte in die schwindelnde Tiefe, wo sich Falkners Kampf auf Leben und Tod abspielte.

Er mußte ihm zu Hilfe eilen!

Dieser Bestie war der tapfer kämpfende Falkner nicht gewachsen.

Instinktiv tat er blitzschnell das, was er glaubte, tun zu müssen.

Als Mensch aus Fleisch und Blut würde er wenig ausrichten können.

Als Macabros um so mehr.

Sein Ätherkörper aus einer feinstofflichen, nicht angreifbaren Substanz entwickelte sich aus seinen Gedanken.

Hellmark nutzte seine Gabe, an zwei Orten gleichzeitig sein zu können. Er sah seinen Zweitleib mehr als hundert Meter unter sich wie eine Geistergestalt aus dem Nichts kommen und Falkner zu Hilfe eilen, der von der Manipulation nichts bemerkte.

In Falkners unmittelbarer Nähe griff Macabros handfest in den Kampf ein, und Stan Falker erblickte aus den Augenwinkeln scheinbar den großen, kräftigen Mann mit den breiten Schultern, dem blonden Haar und dem sonnengebräunten Gesicht.

Hellmark half ihm!

Das stärkte seine Kräfte und seinen Mut.

Doch der wirkliche Hellmark stand oben in dem riesigen Auge, und ein gellender Hilferuf veranlaßte ihn, vollends in die bizarre, ungewöhnliche Höhle einzudringen.

»Hilfeee!« hallte der Schrei schaurig wieder aus dem Dunkeln.

Das war die Stimme einer Frau, die sich in Todesnot befand!

*

Macabros wühlte sich förmlich in die rohe, pochende Masse.

Der Zweitkörper Hellmarks besaß den Vorteil, daß er sich wie ein Nebelstreif auflösen und an anderer Stelle wieder materialisieren konnte. Immer dann, wenn die Masse den Ätherkörper scheinbar hoffnungslos eingeschlossen hatte, löste dieser sich auf und tauchte an anderer Stelle auf.

Falkner war nur noch ein Spielball in den Fängen der formlosen, gespenstischen Masse, die von Minute zu Minute größer wurde. Was von ihrem ungeheuerlichen Leib aus dem schäumenden und spritzenden Wasser ragte, schien nicht mehr zu sein als die Spitze eines Eisbergs.

Breite, fächerförmig ausgebreitete Tentakeln, die an lose zusammengedrücktes Hackfleisch erinnerten, peitschten wie ein mehrfach geschwänztes Ungetüm die See und wirbelten Wasserfontänen empor.

Von Stan Falkner war nur noch der Kopf zu sehen. Schrecklich weit aufgerissen waren die Augen, der Mund, der kreischte. Falkner wirkte wie ein Mensch, der innerhalb weniger Sekunden um Jahre gealtert war.

Er konnte sich nicht mehr zur Wehr setzen. Seine Arme und Beine saßen fest wie in einem Schraubstock, und nur sein Kopf wackelte noch hin und her und zeigte, daß Leben in ihm war.

Die rohe Fleischmasse tauchte unter und riß Stan Falkner mit sich.

Wie eine Rakete wurde auch Macabros mit in die Tiefe gerissen.

Hellmarks Zweitkörper brauchte nicht zu atmen. Er war ein feinstoffliches, rein geistiges Gebilde. Selbst unter Wasser konnte er aktiv sein. Die unbarmherzige Kälte des Alls würde ihm ebensowenig zusetzen können wie die verbrennende, atomare Glut einer jungen Sonne, hätte er sich dorthin begeben.

Macabros wirbelte herum wie ein welkes Blatt und glitt blitzschnell unter einen breiten Wulst, der auf ihn zurollte und erreichte den unglücklichen, eingeschlossenen Falkner, der verzweifelt nach Luft schnappte.

Mit beiden Händen griff Macabros in die rohe, pulsierende Masse. Es gelang ihm, den Oberkörper des Eingeschlossenen förmlich aufzuschaufeln.

Verzweiflung spiegelte sich in den brechenden Augen des jungen Mannes, der gekommen war, die Geliebte zu finden und in die Falle des rätselhaften ›Dunklen Gottes‹ gelaufen war.

Wo das rohe, schleimige Fleisch des Unwesens ihn berührt hatte, existierte der Pyjama und der Morgenmantel nicht mehr. Die Fasern hatten sich aufgelöst wie in einem Säurebad.

Auch die Haut zeigte eine furchtbare Veränderung.

Sie war nicht mehr hell. Überall dort, wo das unheimliche Etwas ihn benutzt hatte, war eine schleimige, nässende Schicht zurückgeblieben. Als Macabros den breiigen Fremdkörper, der wie ein gigantischer Blutegel an Falkner hing, zurückschob, berührten seine Finger das lockere, nässende Fleisch.

Falkners Körper war zu einer einzigen rohen, nässenden Wunde geworden.

Macabros kämpfte verzweifelt um das Leben des Mannes, obwohl er ahnte, daß er hier nicht mehr viel machen konnte.

Falkner war mehr ein Teil des unförmigen Seewesens, denn noch ein Mensch.

Seine Gliedmaßen und sein Unterkörper unterschieden sich kaum vom Aussehen des Ungetüms, das ihn aus der Tiefe der See angefallen hatte.

Er war mit der Fleischbestie verschmolzen. Nur sein Hals und sein Kopf wiesen noch menschliche Züge auf. Doch auch das änderte sich jetzt.

Aus dem dunklen Hintergrund schob sich ein Teil wie ein großer, fleischiger Fühler heran und stülpte sich über Falkners Kopf, noch ehe Macabros eingreifen und die neue Gefahr beseitigen konnte.

Falkners veränderter Leib zuckte, quoll auf wie die schleimige Masse, und dann waren auch die helle, bisher unveränderte Haut seines Halses und seines Kopfes ein Teil des Monstrums.

Das Unfaßbare, Unförmige war um ein Glied größer, und dieses Glied griff jetzt Macabros an.

Was eben noch Falkners Körper gewesen war, schlang sich jetzt als fleischige, ätzende Tentakel um Macabros Leib.

Hellmarks Zweitkörper fühlte den Druck, der sich mehrmals rasch verstärkte, und registrierte die rohe, unförmige Masse, die ihn blitzartig überschwemmte, als bestünde das ganze Wasser um ihn herum nur noch aus diesem lebenden, pochenden Brei.

Er wurde eingeschlossen und machte keine Anstalten, sich zu befreien.

Er versuchte das Ungeheuerliche, Erschreckende in seinem ganzen Ausmaß zu begreifen. Die Bewegungen, die sich auf seinen Körper fortsetzten, schienen von zahllosen anderen Menschen zu stammen, die dicht nebeneinander klebten, deren Organismus diesen unförmigen Zellbrei bildete, und die sich wohlig zu rekeln schienen.

Er wurde mitgerissen von dem Meeresgiganten, und er wehrte sich nicht dagegen.

Für ihn bestand keine Gefahr.

Er war nur ein Ätherkörper. Das Original, das diesen Leib ausschickte, eilte durch die riesige Halle unter dem gewölbten

Hornschädel. Björn Hellmark hatte das Gefühl, eine Mikrobe zu sein, die auf Umwegen in eine geöffnete Muschel gekrochen war.

Die Innenwände wirkten wie transparent, und durch sie hindurch schimmerte es perlmuttfarben.

Hellmark stand in geistigem Kontakt mit seinem Zweitkörper, empfing die Bilder, die dessen Augen wahrnahmen und registrierte in seinem Bewußtsein die Gedanken und Gefühle, die sein ›zweites Hirn‹ beschäftigten.

Er hätte Macabros jetzt auflösen können. Aber er tat es nicht. Er fühlte sich kräftig und ausgeglichen. Die lange Zwangserholungspause, die er auf der Welt der Kaythen hatte einlegen müssen, war ihm zugute gekommen.

Es strengte ihn nicht an, seinen Ätherkörper mit Energie zu versorgen, die sich auf Kosten seines Leibes auswirkte.

Es war wichtig, daß Macabros dort unten blieb, daß er mit dem furchtbaren Wesen in die Dunkelheit der Gruft glitt und in die Tiefe gezogen wurde. Nur wenn er auf diese Weise erfuhr, was die Lebensgewohnheiten des Monstrums waren und wo es sich tagsüber verbarg, ließ sich unter Umständen daraus etwas ablesen. Und vielleicht konnte man den Unglücklichen, die Teil dieses titanenhaften, unförmigen Körpers geworden waren, doch noch helfen.

Irgendeine Schwäche mußte auch dieses Wesen haben. Eine schwache Seite, die er als Macabros zu finden hoffte…

*

Björn erreichte das andere Ende des Muschelschädels. Eine steile Treppe führte in die Tiefe, in ein Labyrinth von Gängen, Korridoren und Nischen, die er aus schwindelnder Höhe vage zu erkennen glaubte.

Der Hilferuf schien von allen Seiten gleichzeitig zu kommen, so daß er nicht mehr wußte, wohin er sich eigentlich wenden mußte.

Es hallte und dröhnte in seinen Ohren. Der Ruf schien mal unmittelbar vor ihm zu erfolgen, dann wieder aus einer unendlichen Ferne zu kommen.

Hellmark hielt sich links und lief durch einen gewundenen Korridor, in dem ein geisterhaftes Licht gloste, von dem er nicht wußte, woher es kam. Ohne diesen Schein wäre er in der schwärzesten Nacht gewesen.

Er erreichte eine Treppe, die zwischen zwei Säulen in die Tiefe lief. Die benutzte er.

Da vernahm er zum ersten Mal die hastigen Schritte, die sich entfernten.

Nackte Füße klatschten auf feuchten, steinernen Boden.

Das war doch vor ihm!

Er lief schneller. Der Korridor führte direkt zu einem Durchlaß, hinter dem eine kahle Felsenhöhle begann. Unendlich viele Nischen gab es auch hier, als würden in allen Ecken und Winkeln geheimnisvolle Lebewesen wohnen, die um diese Stunde aufgeflogen waren und später zurückkommen würden.

Der Boden führte bergab.

Keuchend lief im Halbdunkel jemand vor ihm her.

Aber in der verwinkelten Höhle war es unmöglich, mehr als drei oder vier Meter weit zu sehen. Dann kam ein neuer Durchlaß, ein neuer Vorsprung. Björn mußte einen niedrigen Stollen passieren.

Urplötzlich fand er sich in einem Raum wieder. Hellmark konnte sich daran erinnern, daß er während der letzten Minuten spiralförmig in die Tiefe gelaufen war. Der glatte, graue Weg führte schneckenförmig in die Tiefe einer Halle, in der er sich jetzt wiederfand.

Und da sah er die Fliehende vor sich.

Sie trug ein dünnes, durchscheinendes Gewand. Ein Nachthemd! Es war mal länger gewesen. Von ihren Hüften abwärts war es aufgeschlitzt, und es fehlte ein ganzes Stück, als wäre es weggeschmolzen.

Lange, nackte Beine schimmerten feucht.

»Hallo!« rief er.

Da wandte die Fliehende sich um – und Hellmark blickte in ein abgekämpftes, von Angst und Grauen gekennzeichnetes Gesicht. Wirr hingen lange rote Haare ins Gesicht der Fremden.

Das war Cathy Francis! Sie hatte um Hilfe gerufen. Aber jetzt, da sich Hilfe näherte, da er auftauchte, blieb sie nicht stehen.

Sie holte das Letzte aus ihrem Körper, taumelte mehr, als daß sie ging und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Aber sie blieb nicht stehen. Sie traute dem Frieden nicht. Auch in dem unerwartet hier aufgetauchten Fremden sah sie eine Gefahr.

Hellmark hatte sie fast erreicht, als es geschah.

In den Ecken und Nischen bewegte es sich.

Cathy Francis schrie. Hände griffen nach ihr und hielten sie fest.

Björn erkannte die Gefahr noch, reagierte aber auch etwas zu spät.

Drei, vier nackte, schwere Leiber warfen sich aus dem Halbdunkel auf ihn und rissen ihn zu Boden.

Björn stieß mechanisch und abwehrend seine Rechte hoch, noch ehe er begriff, was hier eigentlich los war.

Seine Faust krachte zielsicher in ein Gesicht, das sofort aus seinem Blickfeld geriet.

Er kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung. Seine Gegner nahm er

in der dämmrigen Umgebung nur wie Schatten wahr. Es handelte sich um eine Anzahl unbekleideter Männer und Frauen. Ihre Zahl wuchs rapide, als sie zu erkennen schienen, daß es ihm gelang, sich aus der ersten Umklammerung zu lösen.

Seine Hände, Arme und Beine wurden in diesen Sekunden der Gefahr zu rasend schnell sich drehenden Windmühlenflügeln. Er plazierte seine Schläge, Fußtritte und Püffe kraftvoll und wohl dosiert. Im Nu wälzten sich drei, vier, fünf Nackedeis am Boden. Keiner von ihnen gab einen Laut von sich. Es schien, als ob sie stumm wären oder keine Schmerzen mehr empfänden.

Von rücklings wurde der Deutsche angesprungen, während er mit zwei Gegnern fertig werden mußte, die sich ihm von vorn entgegenwarfen. Der eine lief genau in Hellmarks Knie, das er blitzschnell anriß und dem anderen zwischen die Beine stieß. Der machte einen Sprung, als ob ihn eine Granate getroffen hätte.

Der andere rannte in die Linke, die er hart auf der Kinnspitze des Gegners plazierte.

Es fiel Björn auf, daß seine Gegner an ihn herankamen wie Roboter, als ermangle es ihnen an eigenem Willen.

Er erhielt einen heftigen Schlag auf den Kopf, ehe er sich um den Gegner kümmern konnte, der auf seinen Schultern hockte.

Er taumelte und griff mit schweren Armen nach hinten.

Ein zweiter Schlag. Er wurde von einer Faust geführt, die knallhart auf seiner linken Schläfe landete.

Björn Hellmark war nicht mehr imstande, sich schnell genug wegzudrehen.

Er stürzte.

Dann waren sie über ihm.

Fünf, sechs Mann auf einmal. Aber da waren auch Frauen. Er spürte samtene Haut und weiche Brüste.

Was aus ihm wurde, wußte er nicht.

Es wurde schwarz vor seinen Augen. Er registrierte nur noch ein paar Worte. Jemand drückte seine Zufriedenheit aus.

»Na also…«, klang es entfernt in sein Bewußtsein.

Wer das sagte, konnte er nicht mehr feststellen.

Er wunderte sich nur noch darüber, daß dieser Jemand es auf Deutsch sagte.

*

Als er das Bewußtsein verlor, löste sich auch Macabros auf, der im Leib des Unwesens eingeschlossen war.

Die Kräfte, die ihn verließen, entflohen auch seinem Zweitleib.

Er wurde von mehreren Armen über den Boden gezerrt, ehe ihn

zwei der nackten Menschen aufnahmen und trugen.

Auch die niedergeschlagene Cathy Francis, die es nochmals mit der Flucht in das Labyrinth der Korridore und Nischen versucht hatte, wurde davongetragen.

Aus dem Dunkeln näherten sich immer mehr Menschen.

Auf den ersten Blick sahen alle gleich aus. Auf den zweiten allerdings erkannte man, daß nicht alle die rote Hautfarbe hatten. Manche waren grün, hatten große, fahle Flecken auf der Haut, und zwischen ihren Händen befanden sich durchweg Schwimmhäute.

Die Augen der Menschen, die hier in der Schädelhalle und den Turmkammern sich aufhielten, quollen hervor wie bei Fischen.

Der Zug der seltsamen Menschen bewegte sich weiter in die Tiefe.

Unter ihnen befand sich ein Mann, der sich Andrew O'Donell nannte. Er war einer von vielen. Und bei den Frauen, die rötlich oder grünlich waren, bewegte sich eine, die durch ihre hagere Statur, ihre Trockenheit und ihre andere Farbe auffiel. Das war Eliza O'Donell. Sie bewegte sich steif und knöchern wie ein Roboter. Es war, als würde sie ferngesteuert. Das einzige, was wirklich in ihr noch zu leben schien, waren ihre Augen. Die glänzten jugendlich und frisch.

Mit den anderen ging sie in die tiefer gelegene Halle. Wie durch Zauberei bewegte sich im Halbdunkel über dem Zug der schweigsamen Menschen plötzlich die Decke, sie kam tiefer und verschloß Korridor und Kammern, in denen sich eben noch der Kampf abgespielt hatte.

Dann erfüllte ein mächtiges Rauschen die große, perlmuttfarben schimmernde Halle.

Von draußen hätte man es sehen können.

Das Meer schien zu kochen.

Blasen stiegen auf und zerplatzten, Schaum tanzte auf den Kronen der Wellen und wurde gegen die steilen, felsigen Ufer geworfen, die langsam in der See versanken.

Der alptraumhafte Schädel sank in die Tiefe, und es sah aus, als würde das weit aufgerissene Maul unterhalb der wild hin und her pendelnden Fasern die See verschlucken. Sprudelnd ergoß sich das Wasser in die Öffnung.

Mit dem Hornschädel versanken die beiden Türme und die Felsklippen, aus denen sie herausgewachsen zu sein schienen.

Die Nachtinsel des ›Dunklen Gottes‹ wurde vom Meer verschluckt.

Noch kochte und spritzte das Wasser, stiegen steil spritzende Fontänen in den sternlosen Nachthimmel und sanken schließlich in sich zusammen.

Mit der rätselhaften, unheimlichen Insel tauchte das fleischfarbene Ungetüm unter, verschwanden die seltsamen Menschen und versanken Andrew O'Donell und seine Tochter, die bewußtlose Cathy Francis

und der ahnungslose Björn Hellmark.

*

»Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht«, sagte Cynthia O'Donell und erhob sich. Sie nahm eine der beiden auf dem Tisch stehenden Öllampen mit sich. »Es ist sehr spät geworden. Wir haben uns doch länger unterhalten, als wir ursprünglich dachten.«

Rani Mahay nickte und leerte sein Glas. Das Bier war würzig und kühl.

Das Gespräch hatte sich gelohnt. Er wußte mehr über die gefährliche Tradition dieses Hauses, als je an die Öffentlichkeit gedrungen war, und er hoffte nur, daß Stan Falkner und Björn Hellmark so bald als möglich zurückkamen. Ihr Versuch, Cathy Francis zurückzuholen, mußte fehlschlagen. Hier herrschten andere Gesetze. Hier bestimmte der ›Dunkle Gott‹ den Ablauf der Dinge. Wer sich in sein Reich wagte, war verloren. Und es gab mehr als eine Möglichkeit, diejenigen zu bestrafen, die sein Gesetz übertreten hatten.

»Gute Nacht, Misses O'Donell!« Auch Rani erhob sich.

Es war wenige Minuten nach zwei. Trotz allem fühlte er sich nicht müde.

Er stieg die knarrenden Treppen hinauf.

»Mister Mahay«, sagte das Cynthia O'Donell unvermutet, und der kräftige Inder wandte den Kopf, blickte nach unten, und hinüber zur Tür hinter dem Tresen, wo die kleine Wirtsfrau stand. »Wann werden Sie morgen früh aufstehen?«

»Sie brauchen sich nicht nach mir zu richten, Misses O'Donell. Ich werde wahrscheinlich sehr früh auf den Beinen sein. Ich gehe dann hinunter zur Bucht und halte Ausschau nach den anderen.«

»Es ist wegen Ihres Frühstücks… ich muß es wissen…«

Er winkte ab. »Schlafen Sie, solange Sie Lust haben! Wenn ich eine oder zwei Stunden später etwas zu mir nehme, ist mir das auch recht.«

Sie nickte. »Ich werde versuchen, ebenfalls früh aufzusein. Es ist allerdings spät… sehr spät… ich hoffe, daß ich nicht verschlafe…«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken!«

Cynthia O'Donell zog die Tür hinter sich zu. Rani blieb noch ein paar Sekunden lang stehen und sah, wie der Lichtschein hinter der Türritze schwächer wurde.

Er ging auf das ihm zugewiesene Zimmer, das Cynthia O'Donell in aller Eile zurechtgemacht hatte. Wenn man Björn dazu zählte, dann befand sich genau eine Person zuviel im Haus, sobald im Lauf des morgigen Vormittags das Ehepaar Mogdan hier eintraf. Für den Fall, daß Björn bis dahin wieder aufgetaucht war, würde es nicht

ausbleiben, daß Cathy Francis und Stan Falkner doch noch ein Zimmer bekamen und eine Notliege aufgeschlagen werden mußte. Aber das wiederum hing davon ab, wie Hellmarks und Falkners nächtliche Mission verlief.

Er betrat das für ihn zurechtgemachte Zimmer, blieb eine Weile am Fenster stehen und lauschte in die Nacht.

Sie war still und friedlich.

Er brachte es nicht fertig, sich gleich hinzulegen, obwohl die Vernunft es ihm gebot. Er ging über die Felsentreppe hinunter in die Bucht und starrte zwischen die beiden zerklüfteten Felsen, die wie Torpfosten wirkten, durch das er etwas erwartete…

Die Tatsache, daß er das Haus verlassen hatte, war schuld daran, daß ihm ein Geräusch entging, das ihm sonst garantiert aufgefallen wäre.

Ein dumpfer Ton dröhnte durch das Haus, als ob jemand ein schwerer Gegenstand aus der Hand gefallen oder eine Klappe zugefallen wäre.

Es war die Klappe, die unweit seines Zimmers oberhalb einer primitiven Stiege sich befand und auf den Dachboden führte.

Auch Cynthia O’Donell hörte das Geräusch.

Sie war gerade dabei, einzuschlafen, hob nochmal gespannt den Kopf und legte sich dann zurück.

Sicher war Rani Mahay ein Stuhl umgefallen, gegen den er in der Dunkelheit gestoßen war.

Cynthia O’Donell dachte nicht weiter darüber nach und schloß die Augen. Sie schlief trotz der Aufregung und der Verwirrung, die dieser Tag ihr gebracht hatte, sofort ein.

So merkte sie nicht, wie ihr Mörder ins Zimmer kam!

Er war dunkelgekleidet, ging aufrecht auf zwei Beinen wie ein Mensch – aber es war kein Mensch!

Sein Körper schillerte grün-silbern, und sein Kopf sah nicht einem Fischkopf ähnlich, sondern es war einer.

Das Wesen, das wenige Sekunden später am Bett der kleinen schlafenden Wirtsfrau stand, hatte Ähnlichkeit mit einem Angehörigen der Ursen, die schon mal auf dieser Welt in gar nicht allzu ferner Vergangenheit in Erscheinung getreten waren.

*

Obwohl todmüde, schlug sie die Augen auf, als sie das Gefühl hatte: Da ist jemand im Raum.

Ihr feines Empfinden täuschte sie nicht. Doch es reichte nicht aus, um das Geschehen zu verhindern.

Ein Schatten stürzte sich auf sie.

Geistesgegenwärtig warf Cynthia O’Donell noch ihre Bettdecke zurück. Aber das nützte nichts. Hart und grausam legten sich die kalten, silbrigen Hände um den Hals der Irin und drückten zu.

Cynthia O’Donell schlug um sich. Sie stieß die dunkle Öllampe um, der Glaszylinder zerbrach klirrend auf dem Boden, und das Öl sickerte aus einer undichten Stelle des Behälters.

Die kleine Wirtsfrau hatte keine Chance.

Der Mörder erreichte sein Ziel.

Schlaff fiel Cynthia O’Donells Körper in die Kissen zurück, und der gespenstische Besucher begann damit, sämtliche Schubladen und Schränke im Schlafraum zu durchwühlen. Auch das kleine Wohnzimmer unterzog er einer gründlichen Inspektion. Doch er fand nicht, was er suchte.

Unverrichteterdinge verließ er die Privaträume, huschte auf den Dachboden und verbarg sich dort in der Dunkelheit der Winkel und Ecken. Der Mörder wußte, daß er einen weiteren Mord begehen mußte, um seinem Ziel näher zu kommen…

*

In der Nacht wurde Rani einmal wach. Es schien ihm, als ob sich jemand in seinem Zimmer befände.

»Björn?« fragte er leise.

Er war sofort hellwach und durchbohrte mit seinen Augen die Dunkelheit, konnte aber nichts feststellen.

Offenbar hatte er geträumt.

Rani legte sich auf die andere Seite und schlief gleich darauf wieder ein.

*

Als der Morgen graute, war er schon früh auf den Beinen, stiefelte zu der kleinen Toilette eine halbe Etage tiefer und kehrte dann in den Raum zurück, um sich an dem winzigen Waschbecken zu waschen.

Im Haus war es still.

Cynthia O’Donell schlief offensichtlich noch. Der gestrige Tag war doch etwas zuviel gewesen für sie.

Die Luft war kalt, und von der See her wehte ein frischer Wind.

Rani trug das helle, seidig schimmernde Hemd, das er von der Welt der Kaythen mitgebracht hatte. Es war kaum dazu geeignet, die Kälte abzuhalten. Auf der Kaythen-Welt herrschten eben doch ganz andere Temperaturen…

Er atmete tief durch und machte mehrere rasche Kniebeugen, um sein Blut in Wallung zu bringen.

Er blickte hinaus aufs Meer: Nichts zu sehen von Björn und Stan Falkner.

Rasch lief der kräftige Inder die steilen Felsstufen nach unten und erreichte die Bucht. Dort lief er eine Zeitlang unruhig hin und her, den Blick stets in die Ferne gerichtet, in der Hoffnung, daß der Freund und die anderen dort nun bald auftauchten.

Mahay blieb ständig in Bewegung. Die ersten Sonnenstrahlen brachen sich im Wasser, die Dunstdecke über der See löste sich allmählich auf, und die Luft wurde klarer.

Wie Torpfosten ragten die beiden Felsen aus dem sanft sich kräuselnden Wasser. Dazwischen lag die große Öffnung… das Tor in die Weite des Meeres. Dorthin waren Björn und Stan gefahren – und bis jetzt nicht wieder zurückgekehrt.

Am liebsten hätte Mahay ein Boot genommen und wäre hinausgerudert. Doch hier in der Bucht gab es kein Boot mehr.

Es blieb ihm nichts anderes übrig als abzuwarten.

Er wanderte die ganze Bucht entlang, und ehe er sich versah, war eine Stunde vergangen.

Die Sonnenstrahlen wärmten nun schon ein wenig, und es kam ihm so vor, als lege sich der Wind.

Da wurde er auf einen winzigen Punkt am Horizont aufmerksam.

Ein Boot?

Unwillkürlich hielt er den Atem an.

Die Minuten schlichen zäh dahin. Der Punkt wurde größer.

Ja! Es war ein Boot!

Sie kamen zurück!

*

Er war zu weit vom Haus entfernt, um hören und sehen zu können, was sich dort in diesen Minuten abspielte, während er das gleitende Boot beobachtete.

Ein kleiner Postwagen näherte sich der Loop Head Inn.

Hinter dem Steuer des Fahrzeuges saß ein hagerer Mann mit gepflegtem Lippenbärtchen, das so feurig rot wie sein Haarschopf war. Die Augen waren blau, und der Schalk blitzte in ihnen.

Dieser Mann war Simon McNolan, ein waschechter Ire.

Einmal in der Woche kam er zum Kap, um den O’Donells die Post zu bringen und die bereit liegende mitzunehmen.

Er freute sich jedesmal auf einen kurzen Plausch, bei dem ihm ein Whisky serviert wurde, wie er im Umkreis von hundert Meilen nicht geboten wurde. Die O’Donells waren nette Leute. McNolan kam schon seit über zwanzig Jahren hierher. In der letzten Zeit unterhielt er sich eigentlich mehr mit der Wirtsfrau als mit dem Wirt, der sich nur hin

und wieder mal sehen ließ. McNolan war die Veränderung, die Andrew O'Donell durchmachte, nicht entgangen.

O'Donell mußte schwer krank sein, aber er ließ sich nicht dazu überreden, einen Arzt aufzusuchen. Cynthia O'Donell vermied es, auf die offensichtliche Erkrankung ihres Mannes einzugehen. Vielleicht wußten sie auch schon, daß nichts mehr zu machen war.

Als der Zusteller an diesem sonnenüberfluteten Morgen die schlechte Straße zum Kap fuhr, mußte er stärker als je zuvor an Andrew O'Donell denken, und ein ganz eigenartiges Gefühl packte ihn.

Es war wie eine Vorahnung, als ob etwas geschehen wäre…

Er erreichte das Gebäude.

Still lag es unter der Sonne.

McNolan schlug kräftig die Tür zu. Normalerweise würde sich Cynthia O'Donell jetzt schon sehen lassen, aber weder ein Fenster noch die Tür ging auf. Seltsam!

Seine Vorahnung…

Er klopfte an die Tür und gleich darauf an das kleine Fenster neben dem Eingang. Nichts rührte sich. Die Tür war verschlossen. Dann ging er ums Haus und blickte von einem Fenster in das andere. An den meisten waren die Vorhänge so dicht zugezogen, daß er keinen Blick in den dahinter liegenden Raum werfen konnte.

McNolans Hand spannte sich unwillkürlich fester um den Pack Briefe und Zeitungen, die er mitgebracht hat.

»Misses O'Donell!« rief er laut, um auf sich aufmerksam zu machen.

Keine Antwort… Kein Geräusch…

Der Zusteller vermißte etwas.

Das Motorrad! Seit ein paar Wochen befand sich ein Gast im Haus, ein gewisser Rodney Lumnick aus Dublin, für den er ebenfalls Post dabei hatte. Offenbar ein weit entfernter Verwandter der O'Donells. Das Ehepaar auf der Loop Head Inn schien zahlreiche Verwandte in Dublin zu haben.

Dort hielt sich auch Eliza, die Tochter Cynthia und Andrew O'Donells auf. Seit mehr als zwei Jahrzehnten hatte er dieses Mädchen nicht mehr gesehen. Erst war sie dort in eine weiterführende Schule gegangen und hatte dann die Universität besucht und studiert. Immer wieder hatte er sich nach ihr erkundigt.

Es sollte ihr gutgehen. Sie lebte bei Verwandten dort.

Die Einsamkeit hier war auch nichts für ein so hübsches, lebenslustiges Ding wie Eliza O'Donell. Aber merkwürdig war doch wieder eins. Wenn man Woche für Woche – und das jahraus, jahrein die Post zustellte, dann fiel einem auch auf, von wem die Briefe durchweg kamen.

Elizas Absender jedenfalls war nie auf einem Umschlag gewesen.

Sie schrieb offensichtlich nicht. Hatte es seinerzeit Ärger mit ihren Eltern gegeben?

Er war am nächsten Fenster.

Zwischen den beiden Vorhängen war ein Spalt verblieben, durch den das Tageslicht in das Innere des Zimmers fiel.

Simon McNolan preßte das Gesicht an die Scheibe.

Es war, als ob er einen Schlag mitten ins Gesicht bekäme.

Dies war das Schlafzimmer der O'Donells! Nur ein Bett war belegt. Die Decke war weg gezerrt, und in seltsam verkrümmter Haltung, den Mund und die Augen weit aufgerissen – lag Cynthia O'Donell auf dem Kopfkissen.

Die Schubladen am Nachttisch waren aufgerissen. Utensilien lagen überall im Raum verstreut.

Hier war ein Verbrechen geschehen!

Simon McNolan wurde bleich und merkte nicht, daß er leise stöhnte.

Er begann zu laufen. »Oh, mein Gott«, jammerte er, und seine Stimme zitterte. »Das ist… ja… furchtbar.«

Er wußte nicht mehr, wie er zu seinem Fahrzeug kam und startete. Der Zusteller begann erst wieder klar zu denken, als er den abschüssigen Weg zwischen den Felsen fuhr, die sich zu beiden Seiten der Straße wie dunkle Mauern auftürmten.

Die Sonne stand noch nicht hoch genug, um die Straße zwischen den Felsen zu erhellen. Hart und schwarz waren die Schatten, die er passierte.

Schweiß perlte auf der Stirn des Postlers. Er fuhr sich mehrere Male nervös mit der Zunge über die Lippen und schmeckte den salzigen Schweiß. McNolan fuhr schneller, als es seine Art war. Das kleine Fahrzeug holperte über die schlechte Straße. Die Karosserie ächzte, die Federn waren diesen Anforderungen nicht mehr gewachsen, und nach wenigen Minuten schon taten dem Briefzusteller Rücken und Gesäß weh.

McNolan kam nur langsam zur Ruhe. Er machte sich Vorwürfe, daß er Hals über Kopf davon gerannt war und nicht das Fenster aufgestoßen und nach Mrs. O'Donell gesehen hatte.

Vielleicht lebte sie noch! Vielleicht war sie nur ohnmächtig.

Nein, meldete sich da seine Vernunft. So, wie sie aussah, war sie nicht mehr am Leben.

Er mußte auf dem schnellsten Weg die Polizei benachrichtigen. Eine knappe Stunde Fahrt bis zur nächsten Ortschaft, bis zum nächsten Telefon, war es.

Aber so weit kam er gar nicht.

Die Straße machte eine scharfe Kurve, und McNolan mußte mit der

Geschwindigkeit herunter, um nicht aus der Kurve getragen zu werden. Und dann mußte er sogar noch schnell bremsen.

Eine Staubfahne wirbelte auf, als die Reifen über den Boden rutschten. Nur wenige Meter von ihm entfernt lagen mehrere große Steine, die den Weg blockierten.

Steinschlag… Auch das noch!

Wütend zog er die Handbremse an und stieg aus.

Er stemmte sich gegen den einen Brocken. Es war unmöglich!

Leise fluchte McNolan vor sich hin, griff in seine Rocktasche und zog eine Zigarette hervor. Er kam nicht mehr dazu, sie anzuzünden.

Er hörte es krachen und donnern, riß die Augen auf und warf den Kopf herum. Vom Berg lösten sich weitere Steine, und eine gewaltige Staubwolke hüllte ihn ein.

Er mußte von hier verschwinden!

Da wurden ihm die Beine unterm Leib weggerissen. McNolan schrie. Wie ein welkes Blatt flog er durch die Luft und taumelte auf einen der Brocken zu. Ein anderer Stein traf ihn am Kopf.

Da wußte er nichts mehr von sich.

Wie vom Blitz gefällt, brach er zusammen.

Die Staubwolke verwehte nur langsam. Das Donnern verhallte.

Oben auf der linken Seite des Berges standen zwei Gestalten und starrten herab auf die leblose, von Staub und Steinen bedeckte Gestalt.

Es waren keine menschlichen Augen, die die Szene erfaßten.

Dort droben standen die Fischwesen, deren hervorquellende Augen in die Tiefe starrten.

Simon McNolan konnte niemand mehr mitteilen, was er gesehen hatte.

Die beiden feuchtschimmernden Geschöpfe tauchten hinter, dem Berg unter, ohne sich weiter um McNolan zu kümmern.

*

Rani Mahay starrte mit brennenden Augen in die Weite. Es war, als käme das Boot nicht näher, oder nur so langsam, daß man die Bewegung nicht richtig wahrnahm.

Eine Stunde verging, eine zweite.

Mahay schmerzten die Augen. Er schloß und öffnete sie mehrmals. Das ständige Stieren über das glitzernde Wasser strengte ihn an.

Nun sah er das inzwischen näher gekommene Boot genauer.

Seine Hoffnung wich und wurde von Enttäuschung abgelöst, als er es deutlich vor sich sah.

Das Boot wurde nicht von Menschenkraft bewegt. Wellen trugen es langsam heran. In dem Ruderboot saß – niemand.

*

Es verging eine weitere Stunde.

Die Sonne schien jetzt warm. Mahay fror nicht mehr.

Das Boot stieß vorn gegen einen der Felsen, schwang dann langsam herum und glitt gemächlich in die Bucht.

Der Inder wartete erst gar nicht ab, bis die Wellen das Boot an den Strand spülten. Er watete in das Wasser und lief dem Boot entgegen.

Er erkannte, daß es sich nicht um das Gefährt handelte, welches von Björn und Falkner benutzt worden war. Deren Boot war dunkelrot angestrichen gewesen. Das hier dagegen war blau.

Es mußte sich um dasjenige handeln, mit welchem Cathy Francis dem Lockruf des Dunklen Gottes gefolgt war.

Der Inder war beunruhigt, und er wäre jetzt nicht in der Lage gewesen, in das Gasthaus zu gehen und sein Frühstück einzunehmen, das Mrs. O'Donell in der Zwischenzeit sicher schon zubereitet hatte.

Er stieg in das Boot, griff in die Ruder und bewegte es mit kraftvollen Stößen vorwärts.

Er ruderte hinaus auf die offene See, in der Hoffnung irgend etwas zu finden, was auf Hellmark hinwies.

Er wußte, daß diese Absicht absurd war.

Welche Himmelsrichtung sollte er einhalten? Auf gut Glück ruderte er einfach dem Horizont entgegen und hielt in etwa die Richtung bei, die das Boot gehabt hatte, als es dem ufernahen Raum entgegengetragen wurde.

Rani fand, daß es besser war, es auf diesen Versuch ankommen zu lassen, als in der Wirtschaft zu sitzen und die Zeit totzuschlagen.

*

Als er die Augen aufschlug, wußte er nicht, wo er sich befand.

Sekundenlang war sein Bewußtsein wie betäubt. Dann kehrte die Erinnerung wieder.

Er befand sich im Innern des Schädels oder eines der Türme.

Die Luft war warm und feucht. Wie in einem Treibhaus. Es roch allerdings nicht nach frischer, feuchter Erde und nicht nach Blüten. Traniger Fischgeruch stieg in seine Nase.

Er rümpfte sie.

Björn richtete sich langsam auf.

Er lag auf dem Boden einer düsteren, höhlenähnlichen Halle. Unwirkliches, grünliches Licht lag über allem, von dem man nicht wußte, woher es kam.

Hellmark fiel alles wieder ein. Man hatte ihn niedergeschlagen. Der Übermacht war er nicht gewachsen gewesen. Man verschleppte

ihn, als er das Bewußtsein verlor. Wo genau hatte man ihn hingebracht?

Er wandte den Kopf, als er ein leises Stöhnen vernahm.

In der Ecke hinter ihm kam noch jemand zu sich: Cathy Francis.

Sie fand sich zunächst nicht zurecht. Björn war ihr behilflich hochzukommen. Er entdeckte an ihren Beinen und Hüften mehrere nässende Stellen, die wie große, rohe Fleischwunden aussahen. Er machte sie nicht darauf aufmerksam.

Sie lächelte und glaubte, aus einem Traum zu erwachen.

»Stan«, sagte sie leise, die Augen erst halb geöffnet, die Bewegung eines Mannes jedoch neben sich spürend. »Ich bin so froh… ich hatte einen furchtbaren Traum…«

Sie wähnte sich in dem kleinen, einfachen Zimmer der Loop Head Inn und war der Meinung, daß alles, was sie in der letzten Nacht erlebt hatte, nichts weiter als ein Traum war.

»Ich muß Sie enttäuschen, Miss Francis…« Er sprach leise, ruhig und mit fester Stimme. »Ich bin nicht Stan… Stan ist…« Da schwieg er. Er konnte es ihr nicht sagen. Es würde grausam sein, ihr die Wahrheit zu sagen.

Sie riß die Augen auf, blickte sich irritiert um, und ein ängstlicher Ausdruck stand auf ihrem Gesicht.

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Björn Hellmark… Ich bin Gast in der Loop Head Inn wie Sie.«

»Wie kommen Sie hierher?«

»Wie Sie!«

»Wo ist Stan? Sie haben doch eben von Stan gesprochen. Was ist mit ihm?«

»Er ist noch im Gasthaus… er konnte nicht mitkommen«, sagte er rasch. Die Lüge fiel ihm schwer. Doch sie mußte sein, um dieses junge, rothaarige Mädchen wieder aufzurichten.

Erst jetzt schien ihr bewußt zu werden, daß sie kaum etwas auf dem Leib trug, außer einem dünnen Fetzen, der ehemals ein Nachthemd gewesen war. Rasch zog sie die Beine an. Doch zu wenig Stoff hing noch an ihrem Körper, als daß sie viel hätte damit verbergen können.

»Konnte nicht mitkommen?« echote sie.

»Zwischen ihm und Lumnick kam es zu einem Handgemenge. Er wurde verletzt. Nichts Ernstliches.« Hellmark winkte sofort ab, als sie zusammenzuckte. Er mußte vorerst jede weitere unnötige Belastung und Aufregung von Cathy Francis fernhalten. Es war erstaunlich, daß sie die schaurigen Erlebnisse bisher so gut verarbeitet und ihr Verstand keinen Schaden erlitten hatte.

Sie glaubte ihm.

Gegenseitig tauschten sie ihre Erlebnisse aus. Er erfuhr, daß Cathy dem ersten Zugriff des fleischfarbenen Ungetüms entkommen war. Nach kurzer Ohnmacht wieder erwacht, hatte sie wie in Trance ihre Flucht fortgesetzt und war in einen Teil des Labyrinths geraten, wo sie hoffte, über die Treppen einen der Türme zu erreichen und von dort aus einen Ausgang, der in die Freiheit führte.

»Aber dann kamen diese fremden Männer und Frauen«, sagte sie leise. »Sie kamen von überall her – und griffen uns an. Warum hat man uns hierhergebracht, Mister Hellmark?«

»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler – oder auch nicht«, fügte er rasch hinzu. »Das alles hat mit dem Dunklen Gott zu tun. Das Ungetüm, das wir beide sahen, gegen das wir ankämpften und dem wir doch nicht entkommen konnten, muß dieser Dunkle Gott oder zumindest ein Helfershelfer sein.«

»Die Menschen… was für eine Bedeutung haben die Menschen?«

Er sah sie an. Er hatte einen Verdacht – und er sah, daß sie diesen Verdacht teilte. Sie wußte es.

»Diese Menschen sind ein Teil der Bestie«, preßte sie hervor, und ihre Lippen fingen an zu zittern. Sie sah bleich und angegriffen aus. Ihre Haare waren noch immer naß und zerzaust. »Alle, die den Ruf hörten, mußten ihm folgen, und die unglücklichen Opfer wurden verschlungen, aber sie dienten dem Monstrum nicht als Nahrung, sondern als Sklaven. Sie wurden Teil seines unförmigen, unfaßbaren Körpers… dieses Gewimmel von Leben, von nackten Körpern, die ineinanderfließen… das ganze Wesen besteht aus Menschen, die irgendwann mal die unheimliche Gruft entdeckten. Andrew O'Donell hatte recht: wer hierher kommt, kehrt nicht mehr zurück…«

»Nun, mit dieser Aussicht bin ich nicht ganz einverstanden«, murmelte Hellmark. Er strahlte Zuversichtlichkeit aus, und es war deutlich zu sehen, daß Ruhe und Selbstsicherheit auf Cathy Francis übergingen. »Noch sind wir nicht Teil des Monstrums, und ich habe auch nicht die Absicht, Teil von ihm zu werden. Wir werden hier festgehalten, weil offensichtlich die Zeit nicht reichte, uns einzunehmen. Ich denke mir, daß der Dunkle Gott oder was immer dieser Fleischberg sein mag, an bestimmte Fangzeiten gebunden ist, daß er offenbar nicht immer dann, wann er es will, auftauchen und Opfer holen kann. Darin lag möglicherweise unsere Chance, daß wir bisher verschont blieben.«

Sie nickte. »Ich begreife. Nun sind wir hier Gefangene, und zwar solange, bis jene Stunde angebrochen ist, da unser rätselhafter Widersacher sich uns einverleiben will.«

»Ja, so sieht es aus. Wann dies soweit ist, wissen wir nicht. Es kommt also darauf an, so schnell wie möglich einen Weg zu finden, von hier zu verschwinden. Und das ist leider nicht einfach. Wir

befinden uns ganz offensichtlich tief unter Wasser…«

Sie biß die Zähne aufeinander, als er es ihr zeigte, sie beim Arm nahm und auf die fast zehn Meter von ihnen entfernt liegende andere Seite der Halle ging, wo das grünliche Leuchten stärker war als auf dieser Seite.

Und hier sah sie, was sie bisher noch nicht gewußt hatte, was Hellmark jedoch vor ihr registrierte.

Die Wand schien hier auf eine Länge von fünf und eine Höhe von drei Metern aus Glas zu bestehen. Sie konnten von hier aus hinaussehen in das grüne Wasser, konnten lautlos hin und her pendelnde Unterwasserpflanzen beobachten und Schwärme von Fischen, die in der Tiefe des immer dunkler werdenden Wassers vorbeizogen. Aus der Dämmerung dieser Welt, in die nie ein Sonnenstrahl drang, glitt ein großer Schatten auf die durchsichtige Kristallwand auf sie zu.

Das Wesen, das herankam, war groß wie ein Mensch, hatte zwei Arme und zwei Beine. Statt der Hände und Füße jedoch besaß es Schwimmflossen. Sein Kopf war der eines Fisches, und nichts mehr Menschliches haftete ihm an. Mit kaltem Blick wurden sie aus starren Augen gemustert.

»Ursen«, murmelte Hellmark, und sein Herz schlug schneller. »Sie leben im Meer, und nur wenige Menschen haben sie bisher zu Gesicht bekommen. Sie machen gemeinsame Sache mit den Mächten der Finsternis, ohne selbst der Legion der Geister anzugehören. Dies hier könnte eine Niederlassung von ihnen sein. Aber in welchem Zusammenhang dann ist das Monstrum zu sehen? Ist es ihr Gott, ihr Anführer… gehorchen sie ihm, leben sie in einer Art Symbiose mit ihm zusammen? Fragen über Fragen. Einer vielleicht könnte sie beantworten. Andrew O’Donell. Er scheint es bisher als einziger fertiggebracht zu haben, der Macht der finsteren Welt zu widerstehen. Der Dunkle Gott und die Ursen scheinen bisher keinen vollkommenen Sieg über ihn errungen zu haben…«

»Doch, sie haben es.« Die Stimme kam hinter Cathy Francis her, die mit lautem, wildem Aufschrei ihren Kopf herumwarf.

Aus der Dämmerung der Höhle trat ein nacktes, schuppiges Wesen, das sich der menschlichen Sprache bediente, aber nichts mehr mit einem Menschen gemeinsam hatte. »Sie haben es. Und ich bin glücklich darüber…« Das sagte der Fischmensch, der mal der Wirt Andrew O’Donell gewesen war.

*

Cathy Francis suchte instinktiv Schutz an Hellmarks Seite, zu dem sie Vertrauen hatte.

Die bleiche, rothaarige Frau zitterte. »Es ist unmöglich… er kann es nicht sein…«

Das Fischmaul verzog sich. »Doch – ich bin es.«

Die Stimme klang dumpf und hatte kaum noch Ähnlichkeit mit der des Wirts.

Cathy Francis schüttelte heftig den Kopf, und es sprudelte nur so aus ihr heraus, als sie Björn ihre erste Begegnung mit Andrew O'Donell schilderte.

Wie lange lag das zurück?

Einen Tag und eine Nacht? Eine Woche? Hier in der Unterwasserhöhle schien die Zeit stillzustehen.

»Da… war ihm das Atmen schwergefallen… da begann seine Haut, sich zu verfärben… aber es kann doch nicht sein, es kann nicht sein! Ein Mensch kann doch nicht… zu einem Fisch werden!«

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Der schreckliche Traum wollte nicht enden…

Aber sie sah selbst, daß es so sein konnte. Ähnlichkeit mit Andrew O'Donell war noch jetzt feststellbar.

Das breite Gesicht, der Haaransatz, der noch nicht völlig verschwunden war, die schwieligen Hände, zwischen denen sich die grünen Schwimmhäute gebildet hatten.

»Er hat mich geschickt, damit ihr mit eigenen Augen sehen sollt, was er aus euch machen wird. Die Nacht, die vor uns liegt, wird uns wieder viel Freude bereiten. Wir werden Neuankömmlinge in unseren Reihen begrüßen können…« Wie schwer ihm das Sprechen fiel! Er hatte das letzte Stadium der Umformung erreicht! Oft waren seine Worte so schlecht geformt, daß Cathy und Björn nicht verstehen konnten, was er eigentlich ausdrücken wollte. Dann klang nur ein Gurgeln und Ächzen aus seinem breiten Fischmaul. »War ich ein Mensch? War ich wirklich einer?«

Dumpf und dunkel klang seine Stimme, und die grün-silbern schimmernde Haut über dem Kehlkopf blähte sich auf und schien Luft anzusammeln. Die Kiemen hinter seinen nur noch in Andeutungen wahrnehmbaren Ohren öffneten sich und schlossen sich rhythmisch. Hier in der Höhle, wo normale menschliche Verhältnisse herrschten, bereitete der Aufenthalt ihm offensichtlich Schwierigkeiten. »Ich habe zu lange gegen die Macht des Dunklen Gottes angekämpft… Ich hatte gehofft, ein Mensch zu bleiben… aber das kühle, unergründliche Naß ist mein wahres Metier. Hier bin ich zu Hause… hier gehöre ich her…«

Björn erinnerte sich in allen Einzelheiten der Geschichte, welche die verzweifelte Cynthia O'Donell ihnen erzählt hatte. »Ihre Heimat ist anderswo, Andrew O'Donell!« sagte er hart und trat einen Schritt vor. Cathy wich nicht von seiner Seite. »Sie haben Ihr Leben aufs Spiel

gesetzt, um Ihre Tochter Eliza aus den Klauen des Dunklen Gottes zu befreien.«

»Eliza… wer ist… Eliza?« fragte der Fischmensch gurgelnd und dumpf.

Er wußte nichts mehr von sich. Mit der zunehmenden Umformung seines Leibes wich auch mehr und mehr seine Erinnerung an sein bisheriges Leben.

Er konnte nur noch das denken, was er über den Dunklen Gott und dessen Macht wußte, und so erfuhren Cathy und Björn, daß dieser Dunkle Gott der tatsächlich mit der unförmigen rohen Fleischmasse identisch war, Menschen rief, um seinen furchtbaren Körper auszudehnen, um sich Helfer zu schaffen, die gleich ihm die See bevölkern konnten und dem eine weitere schreckliche Eigenschaft anhaftete: Er konnte Leben aussaugen und Untot zurücklassen. Dies Schicksal hatte er Eliza O'Donell zugedacht! In den Nächten aber, wenn der Dunkle Gott an die Oberfläche des Meeres kam und seinen lockenden Gesang ertönen ließ, der junge Frauen betörte und sie zwang, gegen ihren Willen ein Boot zu besteigen und hinauszurudern auf das Meer, in jenen Nächten kamen auch die Untoten, die er geschaffen hatte. Mit geheimnisvollem Leben füllten sich dann die verdörrten, ausgetrockneten Leiber und führten die Befehle des Grausamen aus.

Der, der mal Andrew O'Donell gewesen war, wandte sich schließlich wortlos um und verschwand in der finsteren Ecke, aus der er lautlos gekommen war. Er ging gebeugt, als falle jede Bewegung ihm schwer. Sein Atem rasselte.

Björn folgte dem Unglücklichen nach, der die dunkle Tür zudrückte. Zwei Sekunden später riß Hellmark sie auf und starrte in den düsteren Gang, der vor ihm lag. Wie übergroße Poren wirkten die Durchlässe und Tore, die aus Fels und einer grünen Masse bestanden, die an Algenkulturen erinnerten.

Lange breite Bahnen hingen wie Fahnen herab und wehten lautlos wie Spinngewebe hin und her.

Andrew O'Donell verschwand in dem geheimnisvollen Gewölbe.

Drei Sekunden später hörte Björn einen Aufschrei.

»Björn!« Das war Cathy, die in der großen Halle zurückgeblieben war. Er eilte zu ihr und sah, weshalb sie aufgeschrien hatte.

Außerhalb der gewaltigen Glasscheibe tummelten sich jetzt mehrere der Fischwesen. Auch Andrew O'Donell glitt von der Seite heran. Luftblasen stiegen um seinen Kopf herum auf.

Hellmark beobachtete ihn eine Weile, bis er schließlich in den dunkleren, nicht mehr wahrzunehmenden Tiefen der See verschwand.

Dies – auch ihr Schicksal? Zumindest seines, denn der ›Dunkle Gott‹ war bekannt dafür, daß er die jungen Frauen, die ihm in die

Fänge geraten waren, seinem unfaßbaren Körper angliederte.

»Eines müßte man wissen«, bemerkte er leise.

»Was, Björn?«

»Wie weit ist es nach oben?«

»Du würdest es riskieren…«

»Ja«, sagte er scharf, und in seinen blauen Augen war wilde Entschlossenheit zu lesen. Er tat in dieser Sekunde etwas, was Cathy Francis nicht bemerkte. Er versuchte Macabros, seinen Zweitkörper, an einer fernen Stelle außerhalb ihres Gefängnisses materialisieren zu lassen. Obwohl er sich stark darauf konzentrierte, mißlang der Versuch.

Für einen Moment nahm er salzigen Geschmack wahr, sah brausendes, schäumendes Wasser vor sich und durchstieß in Gedanken einen gewaltigen Fischschwarm. Dann waren die Eindrücke auch schon wieder vorüber. Macabros materialisierte nicht. Er war nicht in der Lage dazu, seinen Zweitkörper auszusenden.

Hing das mit der fremden Atmosphäre hier zusammen oder damit, daß die Auseinandersetzung oder Berührung mit dem Unfaßbaren jene Kräfte angegriffen hatte, die er nur von Zeit zu Zeit mobilisieren konnte?

Er wußte es nicht.

Gemeinsam mit Cathy verließ er die Halle, um zu sehen, welchen Weg Andrew O'Donell ins Wasser benutzte.

Geduckt lief er unter den hauchdünnen Algenfahnen hindurch, hielt Ausschau nach einer Öffnung und entdeckte schließlich eine Felsmulde, in der Wasser stand. Wenn man dort eintauchte, mußte man das große Wasser erreichen!

»Björn!« entfuhr es Cathy, als er den Fels in zwei Sätzen überwand und lauschend seinen Kopf vorstreckte.

»Wir müssen es probieren, Cathy«, sagte er heiser.

Er wußte, was er riskierte. Er hatte keine Ahnung über die Tiefe, in der sie gefangengehalten wurden. Hier in dem Gewölbe des Turms oder des unheimlichen Hornschädels, waren sie verhältnismäßig sicher. Noch! Sicherheit auf Abruf… Die nächste Minute schon konnte das Verderben bringen.

Wenn er nun ins Wasser glitt, mußte er so schnell wie möglich in die Höhe schwimmen, um an die Oberfläche zu kommen. Wenn seine Luft nicht ausreichte, war alles umsonst…

Aber der Tod war ihnen sowieso gewiß. Nur darauf warten, bis der ›Dunkle Gott‹ wieder in Aktion trat und sie zu seinen Sklaven machte? Das war schlimmer als der Tod.

»Es ist ein Versuch, Cathy. Wir haben keine andere Wahl.«

»Ja, ich weiß.«

Sie war tapfer. Würde sie durchstehen? Er konnte ihr nichts

versprechen. Sie hatten nur diese eine Chance. Eine Probe gab es nicht für sie, um erst festzustellen, ob es gelang oder nicht.

Doch sie waren beide aus jenem Holz geschnitzt, aus dem Menschen gemacht werden, die alles auf eine Karte setzen, wenn die Situation es erfordert.

Björn Hellmark streckte die Hand nach unten, um der jungen Londonerin aufzuhelfen.

Da teilte sich eine der spinnwebfeinen Algenbahnen. »Narr«, sagte eine dunkle Stimme. »Willst du so dein Leben wegwerfen? Noch ehe du den Fels hinter dir hast, ist es zu Ende. Der Druck da draußen ist so stark, daß du platt gedrückt wirst wie eine Briefmarke…«

Hellmark warf seinen Kopf herum.

Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

*

Die Frau vor ihm sah aus wie ein Wesen aus einem Traum: Ebenmäßige Gliedmaßen, feste, seidig schimmernde Haut, lange Beine. Das naturblonde Haar trug sie offen, und die Spitzen berührten ihre weißen Brüste.

Sie lächelte verheißungsvoll, schob die spinnwebfeinen Vorhänge vollends auseinander und kam auf Björn zu.

Ihre Rechte näherte sich seinem Gesicht, streichelte zärtlich seine Wange und glitt weiter über seine Schultern und Arme.

»Du bist stark«, sagte sie mit angenehmer Stimme. »Ich habe dich in der letzten Nacht kämpfen sehen. Ich habe dich bewundert. Es wäre schade um dich, sehr schade…«

Wie meinte sie das?

Sie schüttelte den Kopf. »Wie kannst du nur auf die Idee kommen, dein Leben wegzuwerfen?«

»Wer bist du?« wollte er wissen.

»Ich heiße Bianca.«

Der Name paßte zu ihr.

»Du gefällst mir«, fuhr sie fort, noch ehe er etwas sagen konnte. »Das wiederum zeigt mir, daß ich doch mehr Mensch geblieben bin, als IHM recht sein kann. Meine Sehnsucht gilt einem Mann meiner Rasse, wie vernünftig, wie normal ich wieder bin.« Sie barg plötzlich ihr Gesicht in beiden Händen und weinte leise vor sich hin.

Sie wirkte hilflos und verlassen, und Björn hätte sie am liebsten in die Arme genommen. Da Cathy dies schon tat, hielt er es für überflüssig und auch besser so.

»Entschuldigt«, murmelte Bianca nach einer Weile und wischte sich die Tränen von den Wangen. »Ich bin kindisch. Ich stehe hier herum und heule wie ein Kind. Dabei können wir uns Sentimentalitäten und

Zeitverlust überhaupt nicht leisten. Was ER mit uns tut, ist reine Folter. Es gibt Stunden, da schenkt er uns die alten Körper wieder, und wir müssen feststellen, daß wir unverändert sind. Viele von uns wurden von der Sehnsucht übermannt und nutzten die Stunden der Freiheit, den Weg nach oben zu suchen. Aber keiner hat es geschafft. Sie waren alle zu schwach und so blieb ihnen nichts weiter als die Resignation. Aber du… du bist stark. Du könntest es schaffen.«

»Gibt es einen Weg nach oben?«

»Ja.«

»Dann zeig ihn uns.«

»Unter einer Bedingung.«

»Und die lautet?«

»Nimm mich mit!«

»Das ist selbstverständlich, Bianca.«

Da tat sie einen Schritt auf ihn zu, und ehe er es verhindern konnte, preßte sie ihm ihre heißen, feucht schimmernden Lippen auf den Mund, und er spürte die erregende Wärme ihres Körpers.

»Wir werden zusammenbleiben«, hauchte sie, die Arme um ihn schlingend. »Das alles hier wird nichts weiter als ein böser Traum gewesen sein. Laß mich nicht im Stich, bleib immer bei mir…!«

Er sagte nichts dazu, um sie nicht zu enttäuschen.

»Wieviel Zeit haben wir noch?« fragte er schnell, um sie abzulenken.

»Viel zu wenig, du hast recht. Wir dürfen nicht länger warten.« Sie ließ seine Hand nicht los und zog ihn mit. Leichtfüßig eilte sie vor ihm her. Cathy Francis konnte kaum mithalten.

Es ging durch eine Vielzahl verwirrender Felskorridore. Sie passierten Durchlässe, krochen durch niedrige Tunnel und rissen das zarte, grünlichgraue Gewebe auseinander, das wie Spinnenetze von den kahlen Gewölbedecken hing. Die Fasern klebten auch wie Spinngewebe an ihrem Körper, behinderten sie jedoch nicht in ihrer Bewegungsfreiheit.

Bianca sah schon nach kurzer Zeit aus, als ob sie ein hautenges, halbdurchsichtiges Kleid trüge. Das Gewebe schmiegte sich an ihre Beine und ihr Gesäß.

Der Weg durch das Labyrinth führte sie in eine Halle. Dort sahen sie zum ersten Mal mehrere Menschen, die auf einer Art Moosbett in Nischen lagen oder schliefen. Bianca gab Björn und Cathy zu verstehen, daß sie sich äußerst ruhig verhalten sollten, um die anderen nicht auf sie aufmerksam zu machen.

Das gelang ihnen.

Hin und wieder warf Björn einen Blick in eine Nische und entdeckte dort jemand.

Plötzlich fuhr er zusammen.

»Stan!« sagte da im gleichen Augenblick Cathy Francis. Sie mußte wie er denselben Gedanken gehabt haben.

Wenn der ›Dunkle Gott‹ zu bestimmten Zeiten die Fesseln lockerte, dann mußte auch Stan Falkner jetzt frei sein.

Sie beobachteten aufmerksamer die Nischen, konnten ihn aber nirgends entdecken. Dafür stießen sie auf jemand anders.

Auf Eliza O'Donell!

Sie lehnte gegen die feuchtwarme Felswand in der Nähe einer Treppe, zu der Bianca sie geführt hatte.

Die eingeschrumpfte Wirtstochter sah unverändert aus. Sie atmete nicht, hatte die Augen niedergeschlagen und die dürren, eingetrockneten Beine eingezogen. Sie hockte da wie eine verdörrte Leiche.

Björn fuhr wie unter einem Peitschenschlag zusammen.

»Moment«, preßte er leise zwischen den Zähnen hervor.

Das präparierte Holz, das er dem toten Rodney Lumnick aus der Hand genommen hatte, befand sich noch in seinem Besitz. Rasch fuhr seine Hand in die Hosentasche. Er hatte es nicht verloren.

Lumnick hatte gehofft, den schrecklichen Bann, der durch den ›Dunklen Gott‹ auf Eliza O'Donell übergegangen war, mit diesem Präparat aufzuheben. Er hatte offenbar sehr lange das Phänomen im Haus der O'Donells studiert, und mehrere seiner Versuche waren fehlgeschlagen.

Auch das hier war wiederum nur ein Versuch, aber auf den wollte Björn es ankommen lassen.

Er bückte sich und wußte nicht, ob besondere Vorschriften notwendig waren, das Ritual durchzuführen, um die Geisterkräfte zu bannen.

»Wir müssen gehen!« drängte Bianca. »Wenn es erst dunkel wird, ist es zu spät.«

»Ja, sofort.« Björn steckte das zugespitzte Holz kurzerhand in die harte, lederartige Schulter der reglos hockenden Gestalt.

Es knirschte leise.

Dann geschah etwas Unheimliches…

Ein kaum wahrnehmbares Leuchten drang plötzlich aus dem Körper, Funken sprangen knisternd über die Haut, und unter dem hellen Schimmern besann die verhärtete Oberfläche sich rasend schnell zu verändern.

Cathy Francis riß die Hand an die Lippen.

Björn hielt den Atem an. Nur Bianca schien von den Ereignissen völlig ungerührt zu sein.

Erst viel später sollte Björn sich an diese Wahrnehmung wieder erinnern.

*

Eliza O'Donell verwandelte sich.

Ihre Haut wurde jugendlich glatt, die welken Brüste wurden straff und füllig, das Fleisch unter der Haut nahm an Volumen zu.

Nur wenige Sekunden dauerte es, aus der untoten Wirtstochter wieder eine lebendige zu machen. Das prachtvolle, dichte Haar rahmte ein wunderschönes Gesicht, das eben noch abschreckend und abstoßend gewesen war.

Ein verlorenes Lächeln spielte um die schön geschwungenen Lippen, in den Augen zeigte sich ein verständnisloser Blick.

»Wo bin ich?« klang Elizas Stimme wie ein Hauch. Jetzt war die hübsche Irin mit den blauen, strahlenden Augen und den lustigen Sommersprossen um die Nase wieder die Zwanzigjährige. Dreißig Jahre ihres Untotendaseins waren spurlos an ihr vorübergegangen. »Was ist geschehen? Wer sind Sie?«

Björn zog sie empor, das Herz mit Freude erfüllt.

»Sie werden alles verstehen, Eliza… aber nun kommen Sie. Jetzt ist keine Zeit für Erklärungen… später, wenn wir es schaffen, im Haus Ihrer Eltern.«

Ihre Augen leuchteten auf. »Ma!« flüsterte sie. »Daddy!«

Sie schien immerhin zu begreifen, daß eine unendlich lange Zeit vergangen sein mußte, da sie ihre Eltern zum letzten Mal sah. Sollte es ihnen wirklich gelingen, dieses Alptraumreich hier gesund hinter sich zu bringen, würde es doch einige herbe Enttäuschungen geben.

»Die Zeit! Wir müssen uns beeilen!« Biancas Stimme klang verzweifelt.

So setzten sie nun mit Eliza in ihrer Mitte die Flucht fort. Bianca eilte leichtfüßig die schmalen, steilen Stufen empor, die sich spiralförmig in einen endlos in die Höhe führenden Korridor wanden.

Stufe um Stufe brachten sie hinter sich. Bianca schwebte ihnen förmlich davon und trieb sie zur Eile an. Sie schien zu wissen, weshalb.

Eliza sprühte vor Jugend und Lebendigkeit und erfreute sich ihres kraftvollen Körpers, der ihr wiedergeschenkt worden war. Sie wurde – noch vor Björn – am leichtesten mit den Anstrengungen fertig.

Waren sie hundert Stufen gelaufen? Zweihundert? Oder gar dreihundert?

Niemand zählte sie.

Mechanisch stiegen sie ständig weiter nach oben. Und je länger dieser Marsch über die endlosen Stufen führte, desto schwerer wurden Hellmarks Beine. Wie Bleigewichte hingen sie an seinem Körper.

Cathy Francis atmete flach, abgehackt, und sie schlich nur noch an der Wand entlang. Die Rothaarige blieb immer weiter zurück. Stumpf

starrte Björn nach hinten und sah, daß Cathy nicht mehr konnte.

Auch er merkte die Schwere und Kraftlosigkeit immer mehr.

Da machte Cathy schlapp. Ohne einen Laut von sich zu geben, brach sie auf einer Stufe zusammen. Aber sie blieb nicht liegen. Langsam rutschte sie über die Treppe nach unten weg.

Scharf stieß Björn die Luft aus der Nase.

Er lief zurück, und jegliches Gefühl in seinen Beinen war verlorengegangen.

Er holte Cathy auf, krallte seine Hände in den Stoff des dünnen Nachtgewandes und hielt sie fest.

»Lassen Sie…«, keuchte sie. »Lassen Sie mich hier liegen!«

»Kommt nicht in Frage…«

»Ich kann nicht mehr… und die Zeit drängt. Gehen Sie, Mister Hellmark!«

Er schüttelte den Kopf. Es fiel ihm schwer zu reden. So unterließ er es ganz.

Er packte Cathys Arm und warf ihn sich über die Schultern.

»Festhalten!« keuchte er.

Warum war er nur so fertig? Sein durchtrainierter Körper wurde schlapp.

Es konnte auch nicht allein am Höhenunterschied liegen, den sie inzwischen überwunden hatten. Björn Hellmark schätzte, daß die Halle, in der sie aufgewacht waren, mindestens drei- bis vierhundert Meter weiter unten lag.

Es mußte etwas anderes sein, etwas, das seine Kräfte systematisch abbaute.

»Wo bleibt ihr?« klang es ängstlich von oben. Bianca rief.

»Wir kommen nach!« rief Hellmark zurück, nahm sich zusammen, riß Cathy empor und schleppte sie Stufe für Stufe mit sich.

Cathy Francis versuchte ihn zu unterstützen, wo sie konnte. Aber sie brachte nicht mehr viel. Sie war einfach fertig.

Zum Glück war das Ende abzusehen.

Erschöpft kam Björn auf der Plattform an, wo die anderen warteten. Hilfreiche Hände streckten sich ihnen entgegen. Bianca sah besorgt aus.

»Wie geht es weiter?« wollte Björn wissen. Er blieb gegen die Wand gelehnt, auf dem Boden sitzen, atmete tief durch und versuchte aus der momentanen Ruhe neue Kräfte zu schöpfen.

Minuten vergingen, und es wurde ihm nicht bewußt, daß Bianca noch gar nicht auf seine Frage geantwortet hatte.

»Geht es besser?« fragte sie dann unvermittelt.

»Ja.« Er nickte, und es stimmte. Die Ruhe tat ihm gut.

Bianca deutete auf das Wasser, das jenseits der Plattform in einer Mulde stand und sich nicht bewegte.

»Da müssen wir durch!« erfuhr er. »Hinter der Mauer beginnt das freie Meer. Bis zur Oberfläche sind es nur noch knapp zwanzig Meter…«

Das war zu verkraften. Aber was kam dann? Bis zum nächstgelegenen Ufer waren es mindestens fünf Kilometer. Bis dorthin schaffte es niemand. Die wahren Probleme taten sich nun auf.

Bianca schien seine Gedanken zu erraten. »Unweit der Stelle, wo die Nachtinsel aus dem Wasser steigt, gibt es eine Felsenplattform. Es sind nur wenige hundert Meter, um nach dort zu kommen. Dann allerdings weiß ich auch nicht, wie es weitergehen soll. Vielleicht haben wir Glück, es ist ein Schiff oder Boot in der Nähe, und man findet uns.«

Egal, wie es war.

»Wir müssen es tun«, sagte Björn und dachte daran, daß es vielleicht doch noch eine Möglichkeit gab, wie sie weiterkamen. Er wollte Macabros einsetzen, um Hilfe herbeizuholen. Dabei setzte er voraus, daß er draußen dazu imstande war.

Bianca stieg ins Wasser. Es reichte ihr bis zu den Knien.

Eliza O'Donell folgte wortlos dem Beispiel der anderen.

Auch Cathy kam. Um sie machte Björn sich die meisten Sorgen.

»Geht es, Cathy?«

Sie nickte tapfer und blieb an ihrer Seite. Bianca tauchte unter, schwamm unter der Felswand durch und dann schnell wie ein Fisch in die Höhe.

Bis jetzt mußten sie eigentlich mit dem Ausgang des Unternehmens zufrieden sein, fand Björn Hellmark. Es war zu keinem unliebsamen Zwischenfall gekommen, der weitere Opfer und Kräfte von ihnen gefordert hätte. Die Geschichte war bisher verdammt glatt über die Bühne gegangen.

Zu glatt… mußte er sich im stillen sagen.

Er achtete auf Cathy Francis, war ihr behilflich und zog sie mit. Mit weitaufgerissenen Augen starrte die junge Londonerin auf die entschwindenden Beine vor ihr.

Björn tauchte unter der algenbesetzten Felswand durch. Wie ein mächtiger Schatten lag der Wulst bizarren Gesteine über ihm, und als Cathy Francis diese Stelle erreichte, wurde es ihr angst und bange. Sie glaubte ersticken zu müssen, obwohl sie sich erst wenige Sekunden unter Wasser befand.

Zurück, um abermals tief durchzuatmen, konnte sie nicht mehr. Panik ergriff sie. Sie machte schnelle Schwimmbewegungen, war nervös und verhielt sich völlig falsch.

Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, bis sie an der dunklen Wand vorüber waren und die Oberfläche erreichten.

Endlich! Luft und Licht!

Das erste stimmte – das zweite nicht.

Der Himmel spannte sich dunkel über sie, und es gab Björn einen Stich durch das Herz, als er es erkannte.

Finsternis! Das war die Stunde des ›Dunklen Gottes‹!

*

Bianca schwamm mit kräftigen Stößen durchs Wasser.

»Mir nach!« rief sie. »Schnell!«

In der Dunkelheit sah er schemenhaft die Umrisse der kleinen Felseninsel, von der die groß gewachsene Blondine ihnen erzählt hatte.

Verzweifelt schwammen sie dort hin und erreichten erschöpft das kahle Ufer.

Da war Bianca, da war Eliza… verhältnismäßig frisch, als hätte ihnen die Belastung bisher nicht das geringste ausgemacht.

Cathy Francis bekam kaum noch mit, daß sie von dem Deutschen auf den rettenden Fels gezogen wurde.

Geschafft!

Sie hustete, hatte viel Wasser geschluckt und hob den Blick, um Hellmark dankend zuzunicken. Da paarte sich die Erleichterung in ihrem Blick mit Angst und Verzweiflung.

»Neeeiiin!« brüllte sie.

Hellmark flog herum.

Seine Nackenhaare sträubten sich.

Hinter dem Fels bäumte sich eine klebrige, unförmige Masse auf und schwappte wie rohes Fleisch auf die kleine Insel. Bianca und Eliza, die ihn breit angrinsten, als wüßte sie genau Bescheid, wurden im gleichen Augenblick zu zwei hochschwappenden, formlosen Wellen und stiegen steil empor wie zwei Auswüchse des formlosen Titanen, um sie zu verschlingen!

*

Unverrichteterdinge kehrte der Inder in die Bucht zurück.

Ein Tag war vergangen. Seit den frühen Morgenstunden befand er sich auf See und hatte mehrere Meilen abgerudert, ohne etwas zu finden.

Der einzige Erfolg: er war auf das zweite Ruderboot gestoßen, mit dem Björn Hellmark und Stan Falkner die Verfolgung aufgenommen hatten. Bei seiner Rückkehr fand Rani es von den Wellen in die Bucht getragen.

Der Inder war besorgt…

Kein Lebenszeichen von Björn! Keine Vorstellung, wo er sein

könnte, was geschehen war. Die Ungewißheit zerrte an seinen Nerven.

Obwohl er den ganzen Tag noch keinen Bissen zu sich genommen hatte, verspürte er nicht den geringsten Hunger. Er registrierte lediglich ein Druckgefühl in der Magengegend. Die Sorge um den Freund legte sich ihm auf den Magen.

Als er festen Boden unter den Füßen hatte, warf er einen Blick auf das auf der Kapspitze stehende Wirtshaus. In den unteren Räumen brannten die flackernden Öllampen.

Cynthia O'Donell würde sich gewiß auch schon Sorgen um ihn machen. Sie war ganz allein zu Hause.

Es war höchste Zeit, sie aufzuklären, wo er sich den ganzen Tag herumgetrieben hatte.

Was er nicht sah, war, daß er von seinem Zimmer aus beobachtet wurde. Ein dunkler Schatten stand dort neben dem Fenster, man konnte von dort aus genau die Bucht übersehen, die Felsenstiegen, die Rani jetzt hocheilte.

Mahays Zimmer lag in völliger Dunkelheit. Die Tür zur Terrasse war nur zugezogen. Rani stieß sie auf und trat ins Zimmer.

Ohne sich umzusehen, eilte er zur Tür, die zum Korridor führte.

»Nehmen Sie die Hände hoch!« sagte da eine markige, kühle Stimme. »Und kommen Sie nicht auf die Idee, Dummheiten zu machen. In diesem Fall würde ich nicht zögern, Ihnen ein Loch in den Bauch zu brennen!«

Er gehorchte. »Was ist denn jetzt los?« fragte er verwundert in die Dunkelheit hinein, wo sich der Schatten von der Wand löste. »Bin ich aus Versehen in einem Gangstertum gelandet?«

Die dunkle Gestalt blieb in respektablem Abstand, umkreiste ihn, und Rani konnte die Pistole sehen, die auf ihn gerichtet war.

»Das muß ein Irrtum sein«, murmelte er. »Ich bin berechtigt, dieses Zimmer zu betreten. Lassen Sie sich doch erklären…«

»Für Erklärungen werden wir gleich genügend Zeit zur Verfügung haben«, sagte der Dunkle. Er stand an der Tür und zog sie langsam auf, ohne Mahay aus den Augen zu lassen, dessen massiger Körper sich gegen das Fenster abhob.

»Brown! Conbell! Raufkommen! Ich hab ihn!« rief er nach unten.

Rani hörte die eiligen Schritte und verstand überhaupt nichts mehr. Was war während seiner Abwesenheit in der Loop Head Inn passiert?

Einer der Ankömmlinge trug eine Öllampe. Der andere war bewaffnet.

»Hinlegen!« kommandierte der, der ihm aufgelauert hatte. »Hände über den Kopf.«

Rani Mahay gehorchte. Er wurde kontrolliert.

»Keine Waffe, Inspektor«, meldete der Mann, der ihn wie einen

Teppich abgeklopft hatte.

»Inspektor?« fragte Mahay laut und deutlich. »Erfahre ich jetzt endlich, was hier los ist?«

Er wurde nach unten dirigiert. In der Wirtstube brannten sämtliche Öllampen. Mahay starrte in viele fremde Gesichter, die ihn aufmerksam musterten. Zwei Männer in Uniform waren dabei. Polizisten.

»Was ist passiert?« fragte er rauh. »Wo ist Mrs. O'Donell?«

»Was passiert ist, müssen Sie am besten wissen«, sagte der Mann mit der markigen Stimme, der ihn oben in Empfang genommen hatte und der von einem der beiden Begleiter mit Inspektor angeredet worden war.

Dann erfuhr Rani, was passiert war, und sein Gesicht wurde zu Stein.

Er erfuhr, was sich abgespielt hatte. Der Briefträger Simon McNolan hatte an diesem Morgen die tote Cynthia O'Donell entdeckt. Offenbar hatte er die Polizei benachrichtigen wollen, denn er war umgehend umgekehrt. Der Inspektor schloß dies aus der Tatsache, daß McNolan die Post, die er ursprünglich hier hätte abliefern sollen, noch im Wagen hatte. Auf dem Weg zurück war McNolan tragischerweise in einen Steinschlag geraten und ums Leben gekommen.

Mahay blickte sich in der Runde um. Außer dem Inspektor waren zwei weitere Kriminalbeamte, zwei Polizisten und ein junges Ehepaar anwesend. Bei ihm handelte es sich um Donald und Sioban Mogdan.

Der Inspektor hatte noch mehr auf Lager. Da war ein weiterer Leichenfund im Haus gemacht worden. Mister Lumnick! Außerdem stand anhand der beiden belegten Zimmer fest, daß noch mindestes zwei weitere Personen sich derzeit im Haus auf dem Kap aufhalten mußten. Das waren Cathy Francis und Stan Falkner, jenes junge Londoner Künstlerpaar, mit dem sich die Mogdans treffen wollten.

Rani Mahay wußte, wo sie waren, aber er konnte im Beisein all dieser Menschen nicht darüber sprechen. Was er zu sagen hatte, würde zu unwahrscheinlich klingen, als daß man ihm glauben würde. Das war eben immer wieder dasselbe.

»Vielleicht können Sie uns auch über Cathy Francis und Stan Falkner etwas sagen?« fragte der hagere Inspektor mit der markigen Stimme. Und es klang so, als wisse er bereits Bescheid, wie der Film gelaufen war. Auch hier war Rani Mahay der einzig Schuldige. Es paßte einfach alles zusammen.

»Ja, ich kann. Geben Sie mir die Gelegenheit, mich mit Ihnen unter vier Augen zu unterhalten!«

Der Ire gab ihm diese Gelegenheit. Sie gingen in ein Hinterzimmer, setzten sich an einem langen, klobigen Tisch gegenüber, und der

Inspektor legte die entsicherte Waffe vor sich auf die Tischplatte. Für alle Fälle…

Dann begann Rani zu erzählen. Er legte alles offen dar und nahm kein Blatt vor den Mund. Der Zuhörer unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Als er geendet hatte, meinte er jedoch ungerührt: »Und Sie glauben also, daß ich Ihnen diese haarsträubende Story abnehme?«

»Es ist die Wahrheit.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Einer von uns beiden ist verrückt. Da ich's nicht sein kann – bleiben nur Sie. Sie bleiben also bei Ihrer Behauptung, daß Sie und Ihr Freund, den wir bis jetzt noch nicht kennen, hier von Mrs. O'Donell aufgenommen wurden?«

»Ja.«

»Okay. Wie aber erklären Sie sich dann die Tatsache, daß wir von Ihnen keinerlei Gepäck gefunden haben? Wie erklären Sie sich die Tatsache, daß die O'Donells noch ein Doppelzimmer an das Ehepaar Mogdan vermietet hatten, das heute auch prompt hier eingetroffen ist? Den Mogdans haben wir es zu verdanken, daß die gräßliche Bluttat aufgedeckt wurde. Auf dem Weg hierher fanden sie den verunglückten Simon McNolan. Dabei stellte sich für uns allerdings die Frage, ob McNolan wirklich verunglückte – oder ob Sie da nicht auch ihre Hände im Spiel hatten, Mister… Vielleicht hat McNolan etwas bemerkt, ist sofort zu seinem Wagen gelaufen, und Sie haben dann den Stein, im wahrsten Sinn des Wortes, ins Rollen gebracht? Damit hätten wir einen weiteren Mord!

Solange Cathy Francis, Stan Falkner und auch Andrew O'Donell nicht aufgetaucht sind, müssen wir von der Annahme ausgehen, daß Sie deren Leichen versteckt haben, daß Sie nur hierher zurückgekommen sind, um auch die anderen zu holen. Wenn Sie uns sagen, wo Sie die anderen hingeschafft haben, könnten wir schnell hier fertig werden. Andernfalls wird die Nacht nämlich für Sie sehr ungemütlich. Und Sie können sich darauf verlassen, daß wir die Wahrheit von Ihnen erfahren werden! Wir werden Sie am Schlafen hindern. Das mag grausam klingen, aber was hier geschehen ist, war nicht minder grausam! Und wäre ich nicht überzeugt davon, daß Sie ein ganz fauler Kunde sind, würde ich auch nicht so zu Ihnen sprechen…«

»Und was macht Sie so sicher, Inspektor?«

»Ihre Geschichte hat einen kleinen Schönheitsfehler. Wir wissen nämlich, wie Sie in das Haus gekommen sind. Davon hatte Mrs. O'Donell keine Ahnung. Sie sind über das Dach auf die Bodenkammer und von dort durch die Luke ins Haus gekommen. Wir haben eindeutige Spuren dafür, daß Sie sich geraume Zeit dort oben verborgen gehalten haben müssen.«

Mahays Miene wurde hart. »Dann war der Mörder im Haus, und

keiner von uns hat es gemerkt. Was aber hat er bezweckt mit seiner Tat?«

»Das fragen wir uns auch. Bis jetzt stellt sich uns diese Frage auch, Mister. Aber wir nehmen an, daß Sie uns das noch alles erklären werden. Denken Sie an meine Warnung…!« Mit diesen Worten richtete er die Waffe auf den Inder. »Versuchen Sie keine Tricks! Ich fackle nicht lange. Sollten Sie auch nur den geringsten Fluchtversuch riskieren, drücke ich ohne zu zögern ab. Das erspart mir eine Menge Arbeit.«

*

Eliza und Bianca hatten ein falsches Spiel gespielt! Sie – oder der »Dunkle Gott«?

Es war das Spiel des »Dunklen Gottes«, der ihre Verzweiflung zum Höhepunkt treiben sollte.

Die Tatsache, daß Eliza und Bianca sich veränderten, bewies einmal mehr, was er über den »Dunklen Gott« und seine Macht gehört hatte. Wer mal sein Reich betreten hatte, kehrte nie wieder zurück…

Eliza und Bianca waren schon lange sein Eigentum. Ihre Körper wurden jetzt breit und rot und zerflossen zu langen Bahnen, die mit der überquellenden formlosen Fleischmasse eins wurden.

Zeit zum Überlegen gab es nicht.

Kampf oder Flucht hieß die Devise!

Flucht war unmöglich. Im Meer war er verloren. Kampf war unmöglich. Hier auf diesem winzigen Felsplateau konnte er nicht gegen das Ungetüm kämpfen. Womit?

Das Schwert des Toten Gottes, zuckte der Gedanke in ihm auf.

Und noch während er schützend vor die ohnmächtig niedersinkende Cathy Francis sprang, nahm sein Gedanke Form an.

Er forderte sich stärkste Konzentration ab.

Nur Bruchteile von Sekunden hatte er Zeit. Wenn er es jetzt nicht schafft, dann waren sie beide verloren und der Triumph des Scheusals war perfekt.

Macabros entstand.

Sein Ätherkörper materialisierte viele tausend Meilen vom Ort des Schreckens entfernt. Er kam an in der Geisterhöhle auf der unsichtbaren Insel Marios, die sein Refugium war, wo er wichtige Utensilien aufbewahrte, die ihn bei seinem Kampf gegen Geister Monster und Dämonen unterstützten.

Hier wurde auch das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand zu führen vermochte, aufbewahrt. Es lag in einem dunklen Lederbehälter, der Ähnlichkeit mit einem Geigenkasten hatte. Carminia Brado mußte ihn mit großer Anstrengung hierher geschafft

und liegengelassen haben. Normalerweise konnte er das Schwert direkt von dem steinernen Thron nehmen, der seinen Namen trug.

Macabros riß das Schwert aus dem mit Samt ausgeschlagenen Kasten.

Im nächsten Moment war Hellmarks Zweitkörper wieder verschwunden. Noch ehe Björn zu Ende atmete, war Macabros wieder auf der Insel. Sein Zweitkörper nahm den Kampf auf mit der Bestie.

Zischend schwang das blitzende breite Schwert durch die Luft. Die scharfe Schneide drang in die rohe Fleischmasse ein wie in einen Block Butter.

Sssst – machte es. Es bereitete keine Schwierigkeit, einen vorspringenden Keil aus dem unförmigen Körper einfach abzuschlagen. Es tropfte kein Blut. Es trat überhaupt keine Flüssigkeit aus der Schnittstelle, als er das Stück abtrennte. Wie eine etwas zu lang geratene Flunder richtete sich jener Körperteil wieder auf, verschmolz mit dem nachdrängenden unförmigen Leib der Bestie und war wieder voll Integriert.

Macabros kämpfte wie von Sinnen. Es gelang ihm, zunächst das Ungetüm am Vordringen zu hindern. Aber dann umfloß dieses einfach die Felseninsel, drang unter Wasser weiter vor und näherte sich ihm sowohl von vorn als auch von hinten. Kampf war zwecklos. Selbst dieses magische Schwert, das ihm schon so viele gute Dienste geleistet hatte, brachte ihn hier nicht weiter.

Er kämpfte wie gegen Windmühlenflügel.

Dies war die Stunde des Unheimlichen. Hier in seinem Reich galten andere Gesetze, und Menschen, die hierher kamen, riskierten ihr Leben.

Flucht… fieberte Hellmarks Bewußtsein – und sein ganzer Körper stellte sich darauf ein.

Er mußte von der Insel verschwinden, ehe der Fleischberg ihn verschlang und er wurde wie Eliza und Bianca oder Andrew O'Donell.

Er konnte keine Zeit mehr verlieren, riß Cathy Francis schlaffen Körper empor, übersprang den dicken, pulsierenden Strang, der aus dem Wasser quoll, und zog Cathy mit in die Tiefe.

Blitzschnell traf er seine Entscheidungen.

Er löste Macabros auf der winzigen Insel auf und ließ ihn unmittelbar neben sich materialisieren Macabros übernahm die ohnmächtige Cathy Francis und verschwand mit ihr. Auf dem Weg der Telekinese transportierte Hellmarks Ätherkörper die gefährdete junge Frau auf das Kap zurück.

Macabros kam auf der Terrasse vor den Zimmern der Loop Head Inn an. In den unteren Räumen war Lichtschein, und er hörte laute Stimmen. Er legte Cathy Francis auf das Bett und verschwand sofort wieder wie ein Geist.

Björn Hellmark setzte jetzt alles auf eine Karte, auch auf die Gefahr hin, daß er sich übernahm und für alle Zeiten die Fähigkeit der Verdoppelung einbüßte.

Die Todesangst verlieh ihm zusätzliche geistige und körperliche Kräfte.

Er schwamm auf die See hinaus, wühlte das kalte Wasser, daß wie tausend eisgekühlte Nadeln in seine Haut piekte auf und versuchte den Abstand zwischen sich und dem tosenden Ungetüm so rasch wie möglich, zu vergrößern.

Er mußte die Berührung mit der Bestie verhindern, solange Macabros noch nicht wieder materialisiert war.

Es fiel ihm schwer, sein ganzes Denken auf die Verdoppelung seines Körpers auszurichten.

Der Unheimliche peitschte wie mit tausend Schwänzen das Wasser. Fontänen spritzten empor und prasselten auf Hellmark herab. Das Unwesen verdrängte ungeheure Wassermengen.

Björn atmete heftig und schwamm wie nie zuvor in seinem Leber, um dem Zugriff der unförmigen Masse zu entgehen.

Er warf sich herum, kraulte und starrte der schreckeinflößenden Masse die tobend, spritzend schmatzend und keuchend näher kam, ängstlich entgegen.

Nur noch wenige Meter trennten ihn von dem Ungetüm und noch immer schaffe er es nicht, Macabros entstehen zu lassen. Zuviel war während der letzten Stunden auf ihn eingestürmt, als daß er dies alles auf Anhieb verkraften konnte.

Noch wenige Zentimeter! Wie Lava schob der Berg unförmig zuckenden Fleisches sich auf ihn zu, wälzte sich über das Wasser, wo jetzt seine Beine auftauchen mußten.

Sein Herz schlug wie rasend.

Berührung vermeiden! Er müßte an die nässenden Wunden an Cathy Francis' Körper denken. Es war ihm während seines Zusammenseins mit ihr so vorgekommen, als ob die Flecken sich ausgedehnt hätten.

Plötzlich, mit unvorstellbarer Willenskraft, zwang er sich dazu, Macabros abermals entstehen zu lassen…

Wie ein Schemen materialisierte sein Zweitkörper über ihm und war ein genaues Ebenbild des Originals.

Björn fühlte sich emporgerissen.

Fauchend schlug die Luft über der Stelle zusammen, wo eben noch Hellmarks Körper die Fluten teilte. Das rote Ungetüm wälzte sich brüllend und tosend wie ein fleischgewordener Orkan über die Stelle und stieß ins Leere.

Für Hellmark gab es einen Ruck, als ob er durch eine sich langsam verfestigende Wand gezerrt würde.

Von einem Atemzug zum anderen hatte er fünf Kilometer hinter sich gebracht und kam durch die telekinetischen Kraftströme, die bei seinem Doppelkörper als Nebeneffekt auftraten, in der Loop Head Inn an.

*

Sekundenlang war er wie benommen. Er lag am Boden vor der Terrassentür zu Cathys Zimmer und richtete sich schweratmend auf.

Macabros war nicht mehr zu sehen. Keine Sekunde länger hätte Björn die übermäßige Belastung ertragen und seinen Zweitkörper aufrechterhalten können.

Durch die Türritzen erblickte er flackernden Lichtschein. Der kam von unten. Offenbar saßen Rani und Mrs. O'Donell in der Wirtsstube beisammen und warteten auf eine Nachricht.

Er mußte nach unten und ihnen erzählen, was sich ereignet hatte.

Als er auf der Treppe war, vernahm er die heftigen Stimmen, die sich stritten. Eine steile Falte bildete sich auf seiner Stirn.

Was war denn hier los?

Noch einen Schritt bis zum nächsten Treppenabsatz, dann konnte er in die Wirtsstube blicken.

Dort saßen die Polizisten und die Begleiter des Inspektors aus Kilkee. Und ein Ehepaar. Keine Spur von Cynthia O'Donell.

Rani saß auf einem Stuhl, an den man ihn gefesselt hatte.

»Was geht hier vor?« fragte Hellmark scharf, als sich von der Seite her auch schon die Mündung einer Waffe in seine Rippen schob. Seine Ankunft war nicht unbemerkt geblieben. Die knarrenden Treppen waren verräterisch, und er hatte auch keinen Grund gehabt, wie ein Dieb heimlich in der Nacht durch das Haus zu schleichen.

»Kommen Sie da vor«, sagte der Kriminalbeamte, der ihm hinter der vorspringenden Wand aufgelauert hatte.

Hellmark war völlig durchnäßt. Alle starrten ihn mit unverhohlener Neugierde an. Er mußte erklären, woher er kam. Und das tat er auch. Die Worte, die er benutzte, waren wohlüberlegt.

»… Cathy Francis ist bei mir«, schloß er. »Ich konnte sie retten – als einzige.«

»Wo ist sie jetzt?« Inspektor Dorlyn sprang wie von einer Peitsche getroffen vom Stuhl.

»Droben, in ihrem Zimmer!«

*

Donald und Sioban Mogdan mußten mitkommen, ebenso der Beamte, der Hellmark in Schach hielt. Inspektor Dorlyn hielt das

offenbar noch für notwendig.

Sie eilten die knarrenden Stufen empor. Dorlyn allen voran.

Das junge Paar, das in die Ereignisse hineingeraten war, bestätigte, daß es sich bei der Ohnmächtigen um Cathy Francis handelte. Aber wie sah sie aus! Den Körper voller blauer Flecke, das Haar zerzaust, das dünne Nachthemd zerrissen. Sie atmete unregelmäßig und flach – und sie fror.

Es ging Schlag auf Schlag, so daß Dorlyn gar nicht dazu kam, über die Einzelheiten nachzudenken.

Ein ungeheurer Lärm ertönte von der Bucht her. Es toste, als ob ein Orkan plötzlich losbrach.

Die Bestie tauchte auf! Ein Berg aufquellenden Fleisches wälzte sich über die riesigen Felssäulen, die das Tor zum Meer bildeten.

Die unförmige Masse füllte von einer Sekunde zur anderen die Bucht, und das Wasser raste in einer einzigen schäumenden Welle gegen das Kap und schwappte über zahllose Stufen hinweg, die auf die Felsenterrasse des Hauses führten.

Dorlyn stand da wie geschockt.

Sioban und Donald Mogdan tauchten auf, und auch sie erstarrten, als würde sie eine plötzliche Lähmung befallen. Das Ungetüm wälzte sich die Felsenstufen empor und quoll in seiner ganzen Breite um das Kap empor.

Drei Sekunden lang konnte auch Björn sich nicht von dem Anblick des Ungeheuers losreißen, von dem immer mehr aus dem Meer rutschte, als ob es nie ein Ende nähme.

Da vernahm er das raschelnde Geräusch hinter sich und warf sich herum.

Cathy Francis! Niemand hatte bemerkt, daß sie zu sich gekommen war und das Bett verlassen hatte.

Ihre Augen waren weit aufgerissen. Sie konnte in diesem Augenblick über die Brüstung sehen, und sah dort unten in der Tiefe die tobende, wachsende Masse, die schnell die steile, fast senkrecht stehende Wand zum Kap hochglitt.

Dann schrie Cathy Francis wieder auf. Es war jener schreckliche Schrei, wie Björn ihn von ihr schon zuvor vernommen hatte. Aber diesmal war er viel schlimmer.

Sioban Mogdan eilte auf sie zu.

»Cathy!« rief sie.

»Wer bist du?« schrie die junge Londonerin mit schrecklicher, sich überschlagender Stimme.

»Ich bin Sioban, Cathy! Erkennst du mich denn nicht?«

»Geh weg von mir! Ich habe dich nie gesehen…«

Es lief Björn und den anderen eiskalt über den Rücken. »Ich hasse dich – du bist an allem schuld… ich werde dich töten, ja töten…

töten…!«

Die krächzende Stimme wurde schrill. Cathys Hände schossen blitzschnell auf die Freundin zu und spannten sich um deren Hals. Sioban Mogdan wehrte sich verzweifelt. Doch gegen die Kräfte, die Cathy Francis mit einem Mal entwickelte, war sie machtlos.

Ihr Gesicht lief blau an.

Björn sprang auf sie zu und versetzte Cathy einen Schlag unters Kinn. Sie ließ sofort los, taumelte, und er fing sie auf.

»Es war zuviel für sie«, sagte er traurig. »Zuviele Schocks. Der letzte hat ihr den Rest gegeben. Sie wird wohl nie wieder begreifen, was sie hier auf dem Loop Head wollte…«

»Ich begreife es selbst nicht mehr«, stieß Sioban Mogdan heiser hervor. »Donald! Laß uns gehen! Was ist das nur für ein schrecklicher Ort, an den wir geraten sind?«

Da drückte Inspektor Dorlyn seine Waffe ab. Zweimal, dreimal bellte die Pistole auf. Er jagte die Kugeln in den brodelnden, rohen Fleischberg, der jetzt mehr als die Hälfte aller Stufen zum Haus hinter sich gebracht hatte. Die Kugeln verschwanden wie in einem Sandsack und blieben darin gefahrlos stecken. Das bebende, zuckende Fleisch kroch weiter in die Höhe.

»Wir müssen von hier verschwinden!« brüllte Björn. »Es ist nicht zu vernichten. Nicht so. Wir wissen zu wenig über Es und Ihn, den ›Dunklen Gott‹! Das Haus hier aber hat für ihn eine besondere Bedeutung. Der Jahrhunderte alte Fluch oder die Jahrhunderte alte Feindschaft zwischen den O'Donells und dem ›Dunklen Gott‹ geht in die Endphasen. Und wir werden zwischen den Mühlsteinen zerrieben, wenn wir noch länger hierbleiben!«

Hellmark jagte mit Cathy Francis auf den Armen ins Haus zurück.

Die Mogdans folgten ihm nach. Dann kamen der Inspektor und sein Begleiter – Dorlyn brüllte schon von oben, Mahay die Fesseln zu lösen.

Der Mann hatte eine unfaßbare Wahrheit gesagt. Eine Wahrheit, die er wohl nie begreifen würde.

Sie rannten alle auf den Ausgang zu, und dort stellten sich ihnen drei Gestalten entgegen, die von einer grünlich-grauen Schuppenhaut bedeckt waren. Einer von ihnen war Cynthia O'Donells Mörder. Das würde er nie erfahren.

Der »Dunkle Gott« hatte sie gerufen. Sie waren Diener, Sklaven. Das Haus hier gehörte ihnen. Und ausgerechnet in diesem Haus hatten Menschen damit begonnen, das Rad der Zeit zurückzudrehen. Diese Essenzen und Präparate, die Rodney Lumnick auf das Holz gebracht hatte, waren noch immer nicht gefunden.

Die drei Ursen wollten die Fliehenden aufhalten.

Drei Schüsse bellten auf. Dorlyn und seine Begleiter stellten keine

langen Fragen mehr. Es ging hier um Leben und Tod.

Die Ursen brachen ächzend zusammen. Die Männer sprangen über die schuppigen Leiber hinweg.

Hinter ihnen barst und krachte es. Das Meeresungeheuer durchbrach die Rückwand des Hauses. Fensterscheiben klirrten. Fensterkreuze knickten wie Streichhölzer.

Die Flüchtlinge erreichten die Fahrzeuge. Zwei Polizeiautos und der Privatwagen der Mogdans nahmen sie auf. Die Wagen fuhren übermäßig schnell über die holprige Straße.

Der »Dunkle Gott« wälzte sich über das Haus der O'Donells und schien es zu verschlingen. Das altersschwache Gebäude brach krachend zusammen.

Aus sicherer Entfernung beobachteten sie alle, daß sich die Wut des gewaltigen Ungetüms in der Tat nur auf die Zerstörung des Hauses und der angrenzenden Garage und des Schuppens beschränkte.

Dann zog es sich in die Fluten zurück und tauchte unter.

Der nächtliche Spuk war vorüber, und Björn Hellmark, Dorlyn und Brown, Rani Mahay und die Mogdans kehrten noch mal an den Ort des Grauens zurück.

Die Loop Head Inn war dem Erdboden gleichgemacht. Sie standen vor einem Trümmerhaufen.

In der folgenden Nacht waren die Freunde und der Inspektor noch mal an der gleichen Stelle. Der Spuk kehrte nicht wieder, aber Björn wußte genau, daß das Reich des »Dunklen Gottes« und die Nachtinsel weiterhin bestanden, daß sie mehr über diesen »Dunklen Gott« wissen mußten um seine schreckliche, tödliche Gier nach Leben ein für allemal einzudämmen.

Eines aber glaubte er aus diesem Abenteuer gelernt zu haben: Das grauenvolle Wesen war auf einen bestimmten Abschnitt des Meeres beschränkt, denn nirgendwo sonst hatte man je von ihm gehört. Es hatte allerdings versucht, einen Brückenkopf zum Festland zu schlagen. Die Loop Head Inn der O'Donells sollte möglicherweise Ausgangspunkt zu weiteren schrecklichen Manövern sein. Das jedenfalls war nicht gelungen. Björn Hellmark war nicht glücklich, aber er war trotz allem zufrieden, als er sich in Kilkee von Dorlyn verabschiedete. Von hier aus traten er und Rani Mahay die Heimreise nach Genf an.

*

Für Cathy Francis begann das Leben in der Nervenheilanstalt des Professor Flaggert, der sein Sanatorium am Barrow-River in der Nähe von Carlow hatte.

Cathy Francis erhielt dort die beste Pflege.

Sie war in der geschlossenen Abteilung des Hauses im fünften Stock untergebracht.

Ärzte und Pflegepersonal wußten später zu berichten, daß Cathy Francis stundenlang mit unbeweglichem Gesicht am Fenster saß und auf den dunklen Fluß blickte. Oft soll sie auch in der Nacht dort gesessen haben.

Manchmal hätte sie still gelächelt und leise vor sich hingemurmelt. »Ja… Liebster… Stan… ich sehe dich… du stehst dort unten und wartest auf mich, wartest, daß ich mitkomme.«

Schwestern konnten später bezeugen, daß Cathy Francis wie im Traum oft auch tagsüber sprach. Der schreckliche Traum, der auf der Nachtinsel des »Dunklen Gottes« für sie begann, schien permanent weiterzugehen.

Niemand aber hätte irgend jemand dort unten am Ufer des Flusses gesehen.

Wie Cathy Francis aus ihrem Zimmer kam, blieb den Verantwortlichen bis heute verborgen. Die Tür war von innen nicht zu öffnen. Sie konnte nur aus dem Fenster klettern. Doch die Wand in die Tiefe ist aus Beton und glatt.

Heiminsassen aber wollen in der Nacht, als Cathy Francis spurlos verschwand, eine eigenartige Beobachtung gemacht haben: mehrere Sanatoriumsbewohner behaupteten übereinstimmend, ein flaches, schmieriges Wesen gesehen zu haben, das ausgesehen hätte wie rohes Fleisch, und das an ihren Fenstern vorübergekommen wäre, um schließlich im Fluß zu verschwinden.

Und alle Flüsse münden – ins Meer.

ENDE